Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8gespaltene Millimeterzeile oder deren Raum 10 Gr. von auswärts 12 Gr., Reklamezeile 40 Groschen. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 154 | **Sonntag, den 25. Dezember 1927** | **76. Jahrgang**



Und so ist denn im Kreislaufe des Jahres wieder einmal das Weihnachtsfest herangekommen, daß durch alle Bitternis und Not der Zeit hindurch seinen traulichen Charakter behalten hat und das heute ebenso wie in der besseren Vergangenheit ein Fest der Jungen und der Alten, der Armen und der Reichen und schließlich auch der Unglücklichen wie der Glücklichen genannt werden muß. Denn allen bringt es etwas.

In der erhabenen Engelsbotschaft, durch die nach dem Lukasevangelium die Geburt des Heilandes verkündet ward, in dem Chorus, der Gott in der Höhe pries und von „Frieden auf Erden und den Menschen des Wohlgefallens" sang, in allem, was zu jener über dem kleinen Bethlehem ruhenden stillen und heiligen Nacht geschah, findet das religiöse Gemüt eine Ruhe und ein Genüge, die ihm die Welt sonst nicht zu bieten vermag. Es findet da die Gewißheit eines unzerstörbaren inneren Glückes in der Tatsache, daß göttliche Liebe sich in Menschengestalt zu uns neigte, um uns, wenn wir immer strebend uns bemühen, von den sterblichen Mängeln zu erlösen.

Weit sind wir freilich auch heute noch, nachdem die Waffen schon etliche Jahre schweigen, vom ersehnten Frieden entfernt, und unendlich viel fehlt daran, daß wir uns Menschen des Wohlgefallens nennen dürften und Geschöpfe wären, die sich zu einer gewissen Ebenbildschaft Gottes durchgerungen haben. Weder wir, noch unsere Kinder und Enkel werden es schon erleben, daß der Hymnus von Bethlehem seinem Inhalte nach zur Wirklichkeit wird, aber der idealen Mahnung, die neben der Lobpreisung in ihm ruht, können wir im Geiste Christi zu folgen versuchen.

Im Geiste Christi, das ist das Wort, worauf sich die moderne Menschheit besinnen muß, wenn sie aus Wirrsal und Verwicklung heraus Fortschritte zum äußeren und sozialen Frieden hin machen will. Christus hat in der kurzen Spanne seiner Lehrlingstätigkeit eine solche, alle Verhältnisse umspannende Größe und Reinheit der Weltanschauung bewiesen, wie sie in keiner vor ihm gestifteten Religion zu finden ist. Wir stehen zwar mit ratloser Sehnsucht vor dieser sittlichen Erhabenheit, die den Schöpfer, also das Vollkommene, als den Ausgangs- und Endpunkt aller ihrer Handlungen ansah, und wenn wir unsere Unzulänglichkeit an Christus messen, so beschleichen uns Gedanken wehmütigen Verzagens.

Aber wie ein Genius, so darf uns erst recht Christus nicht geboren sein, um uns zu beschämen und zu lähmen. Seine gottdurchdrungene Persönlichkeit ist trotz aller Anfeindungen und trotz aller Abkehr eines großen Teiles der Menschheit zur Beachtung und Bewunderung lediglich technischer Fortschritte, heute noch bei uns lebendig. Wollten wir uns durch seine Urkraft niederdrücken lassen, dann hätten wir keinen Grund, den Geburtstag Christi zu feiern, sondern die Tanne sollte lieber dunkel im Walde bleiben, und wir selbst müßten uns trauernd in Einsamkeit zurückziehen, wofern wir überhaupt noch den Zusammenhang mit einer ewig waltenden Macht empfänden und nicht beim einfachen materialistischen Fatalismus endigten.

Nein, der Geburtstag Christi gibt uns in Wirklichkeit Anlaß zur Freude, denn das Auftreten dieser gewaltigen und herrlichen Gestalt muß gerade uns, die wir an der Unvollkommenheit unserer seelischen und moralischen Kräfte leiden, als Beweis dafür gelten, daß es eine Fortentwicklung der Menschheit auf ein tätiges, gutes Prinzip hin gibt. Außer diesem Ewigkeitsgedanken, die das Fest zu vertiefen geeignet ist, enthält es für uns den Segen, daß es uns die wahre Schönheit der Nächstenliebe lehrt, die Christus zuerst und einzig in ihrer abgeklärtesten Form predigte. Dieser Segen berührt auch die vielen Tausende, die nicht über das Sinnfällige hinausglauben wollen, und auch sie werden eingestehen, daß die christliche Weihnachtsfeier etwas viel Innigeres ist als alle früheren Feste. womit man die Sonnenwende, die Hoffnung auf den wiederkehrenden Frühling begrüßte.

In jedem Herzen ruht ein Fünkchen der göttlichen Liebe. In der Geschäftigkeit des Alltags, die ja jetzt jeden von uns ganz besonders beansprucht, versäumen wir es nur zu oft, des Funkens zu warten, und bei der Lieblosigkeit, die wir einander oft aus Eigensucht antun, könnte man manchmal denken, er sei überhaupt erloschen: Aber dem ist nicht so. Das kleine Feuer glüht weiter, oft dem, der es in der Brust trägt, unbewußt und wenn Weihnachten naht, wird sein Schimmer wärmer und läßt manches Eis schmelzen. Die Gefühle der Zusammengehörigkeit werden lebhafter; manche Verstimmung blaßt ab, und es liegen unter dem Christbaume auch unsichtbare Schätze, die nicht vergehen, wenn die Lichter längst herausgebrannt, die Nadeln längst gefallen sind. Ihre heilsame, versöhnende Wirkung spüren wir lange noch im heimlichen Zauber der Weihnachtstage, und ihre Spuren führen uns sämtlich auf Christus zurück.

Was das Weihnachtsfest außerdem vor den andern religiösen Gedenktagen auszeichnet und zum Friedensfest macht, ist der Umstand, daß es die gesamte Christenheit umfaßt und eint, daß alle konfessionellen und dogmatischen Unterschiede vor dem Tatbestande dahin sinken: Christ ist geboren.

In dem Glauben an Christus und die Wahrheit dessen, was er lehrte, findet unser Glaube an Gott und die Unsterblichkeit seine befriedigende Ergänzung. Durch Christus ist es der Menschheit erst möglich geworden, ihr Seelenleben zu verfeinern und dem Urwesen näher zu kommen. Und wenn wir in dieser Zuversicht die Erinnerung an Christi Geburt feiern, darf uns wohl ein fröhliches Vertrauen überkommen: der uns erschuf und Christus unter uns erstehen ließ, er liebt seine Geschöpfe; der Stoff der Welt ist von einer lebendigen, fort die ernstesten und bängsten Fragen finden ihre Antwort darin, daß wir alle mit unseren mannigfachen Schicksalen dem letzten und höchsten Endzweck, der Vervollkommnung alles Seins, dienen, zu der uns Christus den Weg wies.

Es ist Weihnacht. So laßt uns mit guten Gedanken in den Kreis des Lichterglanzes treten, uns freuen an dem Jubel der Kleinen, die in ihrer Unschuld Christus soviel näher sind als wir Großen, laßt uns versuchen, echte Liebe zu üben und zu behalten.

Aufwärts die Herzen und weit die Seelen, damit wir in rechter Weihnachtsfreude beisammen sind!

Polnisch-finnische Zusammenarbeit

Polens Führung in den baltischen Staaten — Abschluß eines Handelsprovisoriums mit Lettland

Warschau. Nach Meldungen aus Moskau hat der Revaler Sowjetgesandte Petrowski Enthüllungen über die Vorbereitungen zur Bildung eines baltischen Staatenblockes an der Westgrenze Sowjetrußlands gelegt. In diesem Zusammenhang sei nach Angaben Petrowskis in Genf bereits zwischen Marschall Pilsudski und dem Chef des finnländischen Generalstabes, der nur zu diesem Zweck nach Genf gereist sei, ein wichtiges Militärabkommen getroffen worden. Eine große Rolle bei der Annäherung zwischen Polen und Finnland spiele auch die jetzt getroffene Umgestaltung des finnländischen Kabinetts unter Führung des finnländischen Gesandten in Warschau, Prokope, der bekanntlich ausgesprochen polenfreundliche Tendenzen habe. Nach der endgülitgen Beilegung des polnisch-litauischen Konfliktes werde in Kürze eine Annäherung zwischen der polnisch-litauischen Gruppe einerseits Lettland und Estland andererseits erfolgen.

Handelsprovisorium zwischen Polen und Lettland

Berlin. Nach einer Meldung der Morgenblätter aus Riga haben Außenminister Zeelens und der polnische Gesandte einen provisorischen Handelsvertrag zwischen Lettland und Polen unterzeichnet. Beide Staaten gewähren sich gegenseitig die Meistbegünstigungen in Zollsachen, sie behalten sich aber das Recht vor, in besonderen Fällen gewissen Staaten Zugeständnisse zu machen, die über die Meistbegünstigung hinausgehen.

Verstimmung in Warschau über Litauen

Warschau. In den Warschauer politischen Kreisen tritt immer deutlicher eine skeptische Einstellung zu den in Aussicht genommenen Verhandlungen mit Litauen hervor. Die vom litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras vertretene Auffassung daß Litauen in Genf einen Sieg über Polen errungen habe. wirkt in Warschau verstimmend. Auch wird keineswegs zugegeben, daß die Stellungnahme der Großmächte zu der seinerzeit von der Botschafterkonferenz gefällten und für Polen günstigen Entscheidung in der Wilnafrage sich jetzt irgendwie geändert hätte. Die polemischen Auslassungen einiger Pariser Blätter gegen Woldemaras Darstellung der Lage werden in Warschau mit Genugtuung begrüßt, und es wird sogar gelegentlich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ein offizieller Schritt in Kowno diesen Auslassungen der Pariser Presse Nachdruck verleihen werde.

Keine Frankenstabilisierung vor den Neuwahlen?

Paris. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, soll die französische Regierung im Gegensatz zu verschiedenen Gerüchten nicht an eine gesetzliche Stabilisierung des Franken vor den Neuwahlen denken. Auch die Gerüchte werden als jeder Grundlage entbehrend bezeichnet, die von einer neuerlichen Revalorisierung des Franken wissen wollten. Die französische Regierung, wie die Bank von Frankreich seien darüber einig, daß bis zur Durchführung der gesetzlichen Stabilisierung das Pfund und der Dollar auf ihrem gegenwärtigen Stand gehalten werden müßten.

Die deutsche katholische Bewegung in Polen

Von J. Klinke, Domherr.

In der Erzdiözese Gnesen-Posen betrug die Anzahl der deutschen Katholiken vor dem Kriege etwa ein Zehntel der Gesamtkatholiken in den Erzdiözesen und die Betreuung dieser deutschen Katholiken machte insofern keinerlei Schwierigkeiten, als ein genügender Nachwuchs von deutschstämmigen Geistlichen vorhanden war. Besonders zahlreich waren die Anmeldungen zum Theologie-Studium aus dem Dekanat Deutschkrone und aus der Gegend von Lissa und Fraustadt. In diesen Gegenden in denen die Ortschaften wie im Dekanat Deutschkrone ausschließlich deutsch waren, oder wo sich doch ausschließlich ganz deutsche katholische Dörfer und Städte fanden, wie in den Kreisen Schwerin, Lissa-Fraustadt waren stets genügend deutsche Geistliche zur Ausübung der Seelsorge vorhanden. In den Jahren des Kulturkampfes lag ja das kirchliche Leben stark darnieder. Und erst mit dem Anfang der 90er Jahre setzt neue Bewegung ein, es wurden allenthalben Gesellenvereine, Meistervereine, Jünglingsvereine und Frauenvereine und dergl. gegründet, die nicht absolut kirchlichen Charakter trugen und im Jahre 1895 wurde der Verein deutscher Katholiken in Posen gegründet, der sich bald zu einem Verbande auswuchs und die deutschen Katholiken wenigstens in den Diözesen Gnesen-Posen einigte. Auch heute noch erscheint mir die Gründung dieses Verbandes durchaus berechtigt und notwendig. Die deutschen Katholiken waren zwischen zwei Lager gestellt: auf der einen Seite die Polen, katholisch, wie die deutschen Katholiken selbst, aber anderssprachig und darauf bedacht, ihre kulturellen Belange zu schützen und zu wahren, und darum war ein Zusammenhang und ein Zusammengehen mit ihnen nicht zu erreichen. Auf der anderen Seite ein starkes Deutschtum, das evangelisch war, und auch da das Bestreben, die eigenen Belange zu hüten und zu fördern und auch da fanden sich große Schwierigkeiten, die meist unüberbrückbar waren, zu einem Zusammengehen. Darum fanden sich nicht nur in Posen, sondern auch in den kleineren Städten der Provinz, vor allen Dingen in Bromberg, die deutschen Katholiken zusammen und übten in dem Verbande und in den Ortsvereinen eine Tätigkeit aus, die hauptsächlich gesellig war und auf dem Grunde der katholischen Weltanschauung basierte.

Von seiten der geistlichen Obrigkeit wurde der Verein beargwöhnt. Angeblich weil er sich in die Belange der geistlichen Behörde einmischte. Uns ist ein solcher Fall nicht bekannt geworden. Aber der Oberhirte verbot etwa 1906 oder 1907 den Geistlichen die Zugehörigkeit zum Vorstande. Dadurch kam der Verband in ein Fahrwasser, das hätte gefährlich werden können. Aber er hat sich als katholischer Verband bewährt und erst im Kriege und nach dem Kriege hat seine Wirksamkeit aufgehört. Während des Krieges hatte eine Fühlungnahme der deutschen Katholiken aus Posen mit denen in Kongreßpolen hauptsächlich in Lodz stattgefunden, und auch dort hatten sich Vereine der deutschen Katholiken oder wie sie dort genannt werden, der deutschsprechenden Katholiken gebildet, die blühend waren und jetzt noch bestehen. Durch die Zuteilung eines Teils von Oberschlesien zum Polnischen Reich sind etwa 300 000 deutsche Katholiken hereingekommen, die ausgezeichnet organisiert wurden durch den unvergeßlichen Schulrat Szczeponik, die eine eigene Zeitung hatten und somit die Führung der deutschen Katholiken in Polen übernehmen konnten. Das ist auch nun der Fall und es besteht ein blühender Verband deutscher Katholiken in Polen, der sich von Putzig bis Kattowitz und von Posen bis in die östlichen Gegenden erstreckt. Der Verband will niemals agressiv sein, sondern er will auf dem Grunde der katholischen Weltanschauung die kulturellen und wo es notwendig ist, wirtschaftlichen Belange der deutschen Katholiken fördern und wahren. Er ist und wird niemals sich behördliche Befugnisse zuschreiben, aber er wird sich auch das Recht nicht nehmen lassen, den deutschen katholischen Mitbrüdern zu helfen, wo es nötig ist. Wir haben soviele deutsche Katholiken, die seit Jahrhunderten kann man wohl sagen, absolut vernachlässigt worden sind, besonders in Galizien, und wenn sich der Verband, dem leider keine großen Mittel zur Verfügung stehen, dieser deutschen Katholiken annimmt, indem er ihnen Lehrer zuschickt, ihnen Lektüre vermittelt, sie mit Gebetbüchern und Gesangbüchern versieht, so hat der Verband damit etwas Großes geleistet, denn es ist immerhin etwas Wichtiges, zu verhüten, daß Deutsche Kulturdünger werden. Von Politik hält sich der Verband fern. Politisch sind die deutschen Katholiken vereint mit ihren anderen deutschen Brüdern und werden bei den Wahlen ihren Mann stehen.

Bedauerlich ist es, daß die deutschen Katholiken wenigstens in Posen und Pommerellen für die Geistlichkeit keinerlei Nachwuchs liefern. Die Betreuung der deutschen Katholiken läßt gewiß manchmal zu wünschen übrig. Jedenfalls wird aber der Grundsatz, der vor dem Kriege galt, nämlich daß die deutschen Katholiken eine Betreuung genau nach der Anzahl der vorhandenen Seelen zu beanspruchen haben, nicht mehr angewandt. Es hieße also z. B. wenn in einer Pfarrei 2000 Seelen waren, darunter 200 deutsche Katholiken, daß die Deutschen dann Anspruch auf ein Zehntel der Predigten usw. haben sollten. Die deutschen Katholiken hoffen zuversichtlich, daß eine Neuregelung ihrer Betreuung stattfinden wird und daß dieser Grundsatz, der jetzt ja nicht mehr Anwendung findet, allerdings zum Nachteil der deutschen Katholiken, auch bei der neuen Einstellung nicht berücksichtigt wird. Es kommt doch auf jede Seele an, und nicht so sehr darauf, daß sie eine bestimmte Anzahl von Andachten oder Erbauungsstunden hat, sondern daß diese Andachten und Erbauungsstunden usw. auch ausreichend sind für die Bedürfnisse einer jeden Seele.

Möchte die Weihnachtszeit, in der der Heiland den Frieden gebracht hat, uns auch Frieden und Glück bringen. Das wünsche ich von ganzem Herzen.

Verschärfter Konflikt zwischen Rußland und China

Tschitscherins Warnung — Chinas Antwort — Handelsboykott chinesischer Waren

Moskau. Die Presse veröffentlicht eine von Tschitscherin unterzeichnete Erklärung des Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten, in der zunächst die Mitschuld Rußlands an den Vorgängen in China bestritten wird. Sodann beschäftigt sich die Erklärung mit dem Verhalten der konterrevolutionären chinesischen Generäle, denen zum Vorwurf gemacht wird, sie seien mit besonderer Gehässigkeit gegen die in Kanton weilenden Sowjetbürger vorgegangen. Wie die Erklärung weiter feststellt, beschränke sich die Verantwortung für die Taten der Kantoner Generale nicht auf diese und nicht bloß auf Kanton, sondern sie falle allen führenden Persönlichkeiten im Gebiete der sogenannten Nationalregierungen zu. Auch andere sowjetfeindliche Kräfte der Weltreaktion seien verantwortlich.

Ganz unzweifelhaft seien ferner Anregungen aus London gekommen, die sogar bei der Entfesselung der Ereignisse eine fast entscheidende Rolle gespielt hätten. Aber das Andenken an die von den Unterdrückern des chinesischen Volkes hingemordeten Sowjetfreunde, wurde die mit Blut zusammengeschweißten Völker der beiden großen Staaten nur noch fester verknüpfen. Die Sowjetunion setze ihre Friedenspolitik fort, wie der Abrüstungsvorschlag auf der Genfer Konferenz beweise.

Die Erklärung schließt mit der Bemerkung, die Sowjetregierung behalte sich das Recht vor, alle Maßnahmen zu treffen, die sie für notwendig erachten werde, angesichts der blutigen Verbrechen, die in Südchina gegen die Sowjetunion verübt würden.

In Moskau, Leningrad und Charkow sowie in vielen Städten Sibiriens fanden zahlreiche Protestversammlungen wegen der „Ermordnung und Vergewaltigung von Sowjetbürgern“ in Kanton statt.

Wu's Antwort an Tschitscherin

London. Wie ein Morgenblatt meldet, erklärte der Nanking-Außenminister Dr. Wu in einer Antwortnote an Tschitscherin, die Nationalisten hätten entdeckt, daß die sowjetrussischen Konsulate im Widerspruch zur internationalen Taktik zu anderen als zu konsularischen Zwecken benutzt worden seien. Es sei daher notwendig gewesen, die Sowjetkonsuln auszuweisen. Weiter weist Dr. Wu darauf hin, daß die Nationalisten im Besitz von Dokumenten aus dem russischen Konsulat in Kanton seien, die die Teilhaberschaft Rußlands an den dortigen Unruhen beweisen.

Die Sowjetregierung boykottiert die chinesischen Häfen

Kowno. Nach Meldungen aus Moskau hat die Sowjetregierung den russischen Schiffen im Stillen Ozean gestern telegraphisch die Weisung erteilt, das Anlaufen von südchinesischen Häfen zu unterlassen. Den chinesischen Schiffen steht das Anlaufen russischer Häfen dagegen frei.

Die Sowjetregierung habe nicht die Absicht, militärische Maßnahmen gegenüber China einzuleiten. Dagegen soll zunächst der Handelsverkehr mit China eingestellt werden.

Die Schweiz gegen einen russischen Beobachter

Basel. Der schweizerische Bundesrat beschäftigte sich mit der Frage, ob in Genf die Niederlassung eines russischen Vertreters als Beobachter beim Völkerbund zulässig sei. Der Bundesrat sprach sich dahin aus, daß die Errichtung einer offiziellen oder offiziösen Vertretung mit einem Büro unbedingt abgelehnt werden müsse, da zwischen der Schweiz und Rußland die Beziehungen weder de facto noch de jure aufgenommen worden seien. Dagegen erklärte sich der Bundesrat damit einverstanden, daß ein russischer Journalist beim Völkerbund als Pressevertreter akkreditiert wird. Die schweizerischen Organe im Auslande wurden zur Visumserteilung für den Journalisten ermächtigt. Der Bundesrat fügte aber hinzu, daß es sich bei ihm nicht um einen Beobachter mit offiziellem oder offiziösem Charakter handeln dürfe.

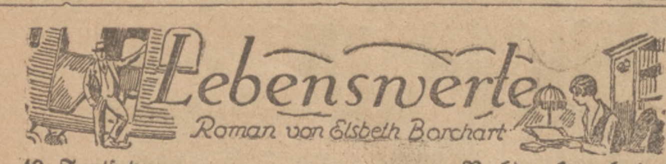
Die italienisch-französische Verständigung

Paris. Das sozialistische Blatt „Oeuvre“ bemerkt zu der Veröffentlichung der „Tribuna“ über die Voraussetzungen für eine italienisch-französische Verständigung, daß Mussolini Frankreich das Angebot mache, sich mit Italien gegen Deutschland zu verbinden. Diese Einladung werde aber von Frankreich keinesfalls angenommen werden. Im übrigen habe Mussolini seinerzeit Deutschland ein Bündnis gegen Frankreich angeboten.



Eine Großnichte Schuberts in bitterer Not

Während man in ganz Wien schon jetzt die Vorbereitungen zur Gedenkfeier des 100. Todestages des großen Wiener Tonkünstlers Franz Schubert (gestorben am 19. November 1828) trifft, lebt eine Großnichte Schuberts in derselben Stadt in bitterster Not. Diese Großnichte Schuberts ist die Frau Maria Kolowrat, geborene Liechtenöcker. Ihre Mutter war die mit 81 Jahren verstorbene Emma Prosenacke, frühere verheiratete Liechtenöcker und geborene Emma Schubert, deren Vater der Bruder von Franz Schubert war.



49. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Papa — ich muß dich sprechen — mach mir auf!“ rief er an der verschlossenen Tür. Nach längerem Harren näherten sich Schritte — der Riegel wurde fortgeschoben.

Kurt erschrak wohl über das Aussehen des Vaters; aber es durfte ihn nicht beirren. Ehe er jedoch von seiner Angelegenheit anfing, warf er einen Blick auf den Schreibtisch, darauf viele Papiere ausgebreitet lagen. Er wußte, was es damit für eine Bewandtnis hatte; er selbst hatte sie ihm hereingeschickt: Forderungen der Gläubiger. Rechnungen, die sich in den letzten Tagen geradezu gehäuft hatten, waren es.

Dann sagte er in ruhigem Tone, was vorgefallen war, daß er sich mit Edith Spangenheim verlobt hätte.

Noch einmal flackerten Stolz und Zorn empor; es gab eine hitzige Auseinandersetzung. Aber der Freiherr hatte in den letzten Tagen zu viel gelitten, er war mürbe geworden und fühlte, daß die alte Kraft und Zähigkeit ihn verlassen hatte. Er hörte das Flügelrauschen einer neuen Zeit, für die er kein Verständnis hatte, und die ihn doch unbarmherzig mit fortriß. Am Schluß gab er nach, aber er wußte, daß er damit ein Stück seines Lebens hingab.

Was nun folgte, kam alles schnell hintereinander.

Kurt war noch an demselben Tage nach Tannenburg geritten und hatte bei Spangenheim, der ihn mit gutgespieltem Staunen empfing, um Edith angehalten. Edith erwies sich als eine überzärtliche, glückliche Braut, und Kurt strahlte. Erst als er sie am folgenden Tage nach Helgendorf holte, um sie seinen Eltern vorzustellen, war es beiden bänglich zumute.

Der Freiherr und die Freiin empfingen die Braut des Sohnes zwar mit allen Höflichkeitsformen, jedoch in kühler, steifer Zurückhaltung. Edith war klug genug, sich ebenfalls zurückzuhalten und doch dabei alle ihre Liebenswürdigkeit spielen zu lassen, die auch hier nicht ohne Eindruck blieb.

Nur Ulli freute sich, und als die Freundinnen hinterher ein ungestörtes Stündchen für sich hatten, tauschten sie allerhand Zukunftspläne aus. Es sollte recht lustig auf Helgendorf werden.

Jost von Schönau hatte die fernere Bewirtschaftung des Gutes, sowie die Ordnung der Verhältnisse ganz seinem Sohne überlassen. Er wollte mit Spangenheim persönlich nichts zu tun haben. Auch siedelte er mit seiner Frau und Ulli in den linken Flügel über; der rechte sollte für das zukünftige junge Paar eingerichtet werden.

So verzichtete er auf alles, was er bisher für seines Lebens Werte gehalten hatte, und nur die Aussicht, vollständig frei von Sorgen, seinen kleinen Liebhabereien und philosophischen Studien leben zu können, söhnte ihn einigermaßen mit diesem Geschick aus.

Die Verlobung des Majoratserben von Schönau mit der Tochter Spangenheims erregte berechtigtes Aufsehen. Man verhielt sich dazu, wie vorauszusehen war, kühl, und zog sich so unauffällig wie möglich zurück.

Kurt von Schönau merkte das in seiner Verliebtheit kaum. Für ihn war Edith sein ein und alles. Die anderen hatten nur ein vermindertes Interesse für ihn

Kurz vor Weihnachten fand die Hochzeit statt, in ganz kleinem Kreise, nicht einmal die Geschwister waren dazu erschienen. Die beiden verheirateten Schwestern entschuldigten sich mit zu weiter Reise, Kälte und Kindern — Hans Werner war in Amerika, Hilde in Venedig.

XVII.

Wieder war es Frühling geworden.

Die Wandervögel waren zurückgekehrt aus dem fernen Süden, und mit ihnen auch Gräfin Waldstein und ihre Nichte. Die Tochter war völlig genesen zu ihrem Gatten nach Dresden zurückgegangen, die Gräfin mit Hilde in ihr Berliner Heim in der Tiergartenstraße eingezogen.

Hilde hatte der dringenden Einladung der Tante nur zu gern Folge geleistet. Was sollte sie jetzt unter den veränderten Verhältnissen daheim in Helgendorf?

Als sie die Nachricht von ihres Bruders Kurt Verlobung mit Edith Spangenheim nach Venedig, wo sie gerade weilte, erhalten hatte, war es ihr zuerst gewesen, als ob sie schreckhaft träume. Als sie schließlich nicht mehr zweifeln konnte, hatten sie Schmerz und Trauer übermannt. Sie gedachte des anderen Bruders, dessen Liebe sie hatte wachsen sehen, und der nun im fernen Amerika damit fertig werden sollte. Wie mußte ihn der Schlag niederschmettern und alles in ihm in Aufruhr bringen: Die ehemalige Geliebte des Bruders Braut! Sie hatte in Ediths Augen nur zu oft Liebe und Zärtlichkeit für Hans Werner aufflammen sehen, wie konnte sie jetzt den anderen Bruder wählen? Hilde stand vor einem Rätsel, das sie trotz eifrigen Grübelns nicht zu lösen vermochte. Sie fühlte sich nur bitter in Hans Werner gekränkt und konnte nicht glauben, daß Edith ihren Bruder Kurt allein aus Liebe gewählt hatte.

Darum unterdrückte sie ihre Sehnsucht nach Eltern und Heimat. Ulli schrieb, daß es jetzt „himmlisch“ auf Helgendorf wäre. Edith sei bezaubernd und liebe ein geselliges Haus. So gut, wie den letzten Winter, hätte sie sich noch nie amüsiert. Auch, daß eine Fabrik am Helgenbach erbaut worden sei und in den nächsten Tagen dem Betrieb übergeben werden sollte, erzählte sie in ihrem letzten Briefe an Hilde. Das war das Projekt, für welches Hans Werner einst bei dem Vater eingetreten war und darum er sich mit diesem beinahe überworfen hatte. Wie mürbe mußte der stolze Vater geworden sein, daß er jetzt kein Veto mehr dagegen erhob!

Anfangs hatte es sie wohl auch einen Kampf gekostet, nach Berlin zurückzukehren. Doch was sollte sie in einer wildfremden Stadt? Tante Lianes Einladung war ihr außerdem eine Begründung ihres noch längeren Fernbleibens von Hause. Am liebsten hätte sie sich freilich wie vordem ein eignes Zimmer nehmen mögen, aber Tante Liane war außer sich, als sie diese Möglichkeit auch nur in Erwägung zog. Bei ihr sollte sie ein stilles, abgelegenes Zimmer haben und ungestört ihrer Arbeit leben dürfen, versprach sie. Sie war stolz auf ihre Nichte, die plötzlich eine kleine Berühmtheit geworden war. Ueberall nannte man mit Bewunderung ihren Namen, alles sprach von ihrem großen Roman, der soeben in einer der ersten Zeitschriften beendet worden war. (Forts. folgt.)

Pleß und Umgebung

Weihnachten!

Die Weihnachtsglocken klingen in die Welt hinaus. Wieder fühlen wir den mächtigen Zauber des Festes. Vergessen sind die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens. Die Menschen streifen die Rücksichtslosigkeiten, die der rastlose und unerbittliche Kampf ums Dasein zeitigt, auf kurze Zeit ab. Wenn am geschmückten Tannenbaum die Lichter im milden Glanze erstrahlen, dann erwärmt sich auch das Herz des Abgehärteten und des von den Lebensstürmen arg Geschüttelten. Es ist etwas Geheimnisvolles um das Weihnachtsfest. In süßer Erinnerung an unsere Kindheit schauen wir zum strahlenden Weihnachtsbaum empor, mit bewegtem Herzen stimmen wir ein in den Gesang, den der Mund freudig erregter Kinder ertönen läßt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Freilich sind wir von jenem Frieden, wie er als ein ewiger und von keinen Leidenschaften und Zank und Streit getrübter der Menschheit verheißen ist, leider noch weit entfernt. Aber den Frieden im engen, kleinen Kreise, den Frieden in uns selbst zu schaffen, dazu ist das Weihnachtsfest so recht geeignet. Inneren Seelenfrieden, der aus einem zufriedenen Herzen, aus ruhigem Gemüte, aus einer gefestigten und von genügsamer Freudigkeit durchzogenen Lebensanschauung entspringt, der weder den Reichtum beneidet noch der Armut vergißt, der die Unebenheiten des Lebens als das Natürliche und Unabänderliche ansieht und neben ihnen sich der sonnigen Tage, die es jedem Menschen bietet, erfreut. Für diese Menschen, die sich weder Pessimisten noch Optimisten, weder Idealisten noch Realisten nennen, die einfach Menschen unter Menschen sein wollen, wird Weihnachten des goldigen Schimmers nicht entbehren, für sie ist es ein wahres Fest des inneren Seelenfriedens. — Weihnachten ist auch das Fest der allgemeinen Menschenliebe, die in Wort und Tat zum Ausdruck kommt. Es ist das Fest, an dem die Herzen höher schlagen und die Augen freudiger leuchten in dem erhebenden Gefühl, den Mitmenschen Freude zu bereiten und dadurch der höchsten Freude teilhaftig zu werden. Die schönste und herzinnigste Fröhlichkeit entspringt dem Wohltun, der werktägigen Nächstenliebe.

Klingt, ihr hellen Weihnachtsglocken,
klinget in die Welt hinaus!
Tragt der Nächstenliebe Frieden,
traget ihn in jedes Haus!
Mag der Herzen zages Bangen
unter eurem Klang vergehn,
mag aus heller Weihnachtsfreude
frisches Leben froh erstehn!

Der Stephanstag (26. Dezember). Der zweite Weihnachtsfeiertag ist dem heiligen Stephan, dem ersten Märtyrer, geweiht. Der Stephanstag wird mit einer Weinspende begangen. Das „Manuale Einsidlensis“ schreibt vor, daß der Meßpriester an diesem Tage den Laienwein segne und kelchweise den Andächtigen darreiche mit den Worten: „Bibe fortitudine Sancti Stephani“ (Trinke auf die Standhaftigkeit des heiligen Stephan). Stephanus ist auch Schutzpatron der Pferde; darum wird in manchen Gegenden am 26. Dezember eine Haferweihe gefeiert. Das Volk bringt kleine Bündel von Heu, Stroh und Säckchen mit Hafer, Gerste und Lecksalz herbei und läßt alles mit Weihwasser besprengen.

Polizeiverbot für die Feiertage. Am 24. Dezember und am 1. Weihnachtsfeiertage sind alle öffentlichen Tanzlustbarkeiten und Darbietungen in Kabaretts und ähnlichen Lokalen untersagt.

Wahlkommissionen in Pleß. Die Stadt Pleß ist für die Sejm- und Senatswahlen in vier Wahlbezirke eingeteilt worden. In die betreffenden Wahlkommissionen wurden gewählt: Bezirk 1. Falkowski Heinrich, Seminarlehrer; Vertreter Czembor Josef, Schmiedemeister; Musiol Jakob, Baumeister, Vertreter Sliwinski Richard, Klempnermeister; Konieczny Paul, Fürstl. Assistent, Vertreter Chudok August, Maurer. — Bezirk 2. Parchatko Karl, Professor, Vertreter Tulaja Josef, Hausbesitzer; Büchs Georg, Lehrer, Vertreter Pajonk Johann, Kassendirektor; Czembor Paul, Fürstl. Dolmetscher, Vertreter Pudelko Karl, Fürstl. Assistent. — Bezirk 3. Wengrzyn Stanisl. Prof., Vertreter Kluba Anton, Prokurist; Ringwelski Stanislaus, Kaufmann, Vertreter Müller Alwin, Kalkulator; Paliczka Franz, Bürodirektor a. D., Vertreter Musiol Friedrich, Bücherrevisor. — Bezirk 4. Gola Karl, Seminarlehrer, Vertreter Kiolbasa Ignaz, Gerichtssekretär; Danielski Josef, Fürstl. Assistent, Vertreter Matuschewicz Vinzent, Stationsvorsteher; Platzek Alexander, Techniker, Vertreter Graese Heinrich, Geometer. Zu Wahllokalen wurden je zwei Klassenzimmer in Schule 1 und 2 bestimmt.

Kreisausschuß. Der Kreisausschuß des Kreises Pleß hat seinen Beamten als Weihnachtsgratifikation ein Monatsgehalt bewilligt.

Freifrau von Reitzenstein †. Am 22. d. Mts. verschied in Pawlowitz Pauline Freifrau von Reitzenstein geborene Gräfin Kustosch von Zubry und Lipka im ehrenvollen Alter von 82 Jahren. Die Beerdigung findet Montag, den 26. Dezember, nachmittags 2 Uhr, in Pawlowitz statt. Ehre dem Andenken der Verewigten!

Gewerbescheine für 1928 einlösen! Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß bis 31. d. Mts., die Gewerbescheine (Patente) und Registrierkarten für das Jahr 1928 gelöst werden müssen.

Evangelische Kirchengemeinde Pleß. Der deutsche Gottesdienst findet statt, am 1. Weihnachtsfeiertage um 8 Uhr, am 2. Weihnachtsfeiertage um 10 Uhr.

Herabsetzung der Preise für Schweinefleisch und Speck. Die Laden- und Marktpreise für Schweinefleisch und grünen Speck (1. und 2. Qualität), sind um 10 Groschen je Pfund herabgesetzt worden.

Die Wasserleitungen vor Frost schützen! Der strenge Frost hat hier und da verursacht, daß Wasserleitungen und Wassermesser eingefroren sind. Wo dies geschehen ist, wurde verabsäumt, die notwendigen Schutzmaßregeln zu treffen. Mögen daher die Hauswirte dafür sorgen, daß die Wasserleitungen in den Häusern durch Packungen usw. gegen etwa noch kommende Fröste geschützt sind.

Wetterumschlag. Ein umfangreiches, auf dem Atlantischen Ozean liegendes Tiefdruckgebiet dringt nach Europa vor. An der Vorderseite wehen südliche Winde und bringen warme Luft. Infolgedessen ist die Temperatur erheblich gestiegen. In manchen Gegenden ist sogar Tauwetter eingetreten. Wir haben folgendes Wetter zu erwarten: Südwestwind, Bewölkung, zeitweise Niederschlag, vielfach Regen- und Tauwetter.

Wochenmarkt. Am Freitag, zeigte der Wochenmarkt genügende Zufuhr und ziemlich regen Besuch. Die Preise betrugen für Butter 3,50—3,80 Zloty, Weißkäse 70, für ein Ei 30—35 Groschen. Bei Gemüse und Obst blieben die Preise unverändert. Geflügel war für die in letzter Zeit üblichen Preise zu haben.

Die Wanderung nach Sosnowice und Bendzin

Vor den Weihnachtsfeiertagen pilgerte die schlesische Bevölkerung zu vielen Tausenden nach Sosnowice und Bendzin und besorgte dort ihre Weihnachtseinkäufe. Merkwürdigerweise will diese Wanderung der schlesischen Bevölkerung nicht aufhören, obwohl so mancher Kauflustige in Sosnowice über die Ohren gehauen wurde. Unleugbar erhielt man die neuesten Weihnachtsgeschenke in Sosnowice und Bendzin billiger als bei uns, z. B. in Kattowitz. Die Geschäftsunkosten der schlesischen Kaufmannschaft sind höher als die der Sosnowicer Kaufleute. Man kann in Bendzin und Sosnowice beobachten, was bereits allgemein bekannt ist, daß in einem und demselben Laden mehrere Kaufleute ihre Waren feilbieten. Neben Schuhwaren werden Damenhüte, Damen- und Herrenwäsche und auf der anderen Seite des Ladens Seife und Heringe verkauft. Die Sosnowicer Läden sind wirkliche Warenhäuser geworden, in welchen buchstäblich alles dem kaufenden Publikum angeboten wird. Dadurch sparen die schlauen Sosnowicer Handelsmannen an Miete. Auch die Personallöhne sind in Bendzin und Sosnowice erheblich niedriger als bei uns. Vor allem arbeitet die ganze Kaufmannsfamilie drüben von früh bis spät abends im Geschäft. Sechsjährige Bengels werben die Käufer auf der Straße und schleppen sie in den Laden. Unterwegs preisen sie dem Kauflustigen die Ware an, die die beste von ganz Sosnowice sein soll. Eine jüdische Kaufmannsfamilie beutet sich selbst aus und gibt für das Geschäft das Beste aus sich heraus. Der schlesische Kaufmann ist nicht in der Lage, mit einem Sosnowicer Handelsmann, der auf einer niedrigen Kulturstufe steht, zu konkurrieren. Die schlesische Bevölkerung, die infolge der wahnsinnigen Teuerung schrecklich leidet, wird nach wie vor nach Bendzin und Sosnowice weiter pilgern. Dagegen läßt sich einmal nichts machen und diese Wanderung wird nicht einmal die polnische Eisenbahn aufhalten können, die mit den Personenzügen, trotz der großen Masse der Passagiere recht sparsam umgeht. Wie ganz anders wurde zur Zeit der deutschen Bahnverwaltung vorgegangen. Auf allen Strecken, wo der Verkehr stark war, wurden hauptsächlich vor den Feiertagen besondere Zuggarnituren eingeschoben. Bei uns fällt es niemanden ein, Rücksicht auf die Passagiere zu nehmen. Die Züge von Kattowitz nach Sosnowice und Bendzin waren in den letzten Tagen vor den Weihnachtsfeiertagen derart überfüllt, daß es direkt lebensgefährlich war, eine Fahrt nach Sosnowice und Bendzin zu riskieren. Man muß wirklich staunen, wieviel Leute in einen Bahnwagen einsteigen können. Es sind Hunderte, die dann wie die Heringe im Faß stehen und nicht selten dabei ihre Gesundheit ruinieren. Das Letztere wird von der Bahnverwaltung und den Reiselustigen übersehen.

In der nächsten Zeit soll im Verkehr eine Erleichterung eintreten. Es wird fleißig an dem Ausbau der elektrischen Bahnlinie von Kattowitz bis Bendzin gearbeitet. Ein Teil dieser Strecke konnte bereits dem Verkehr übergeben werden. Am vergangenen Mittwoch wurde die Strecke zwischen Sosnowice und Bendzin dem Verkehr übergeben. Die neuen Straßenbahnwagen, die aus England bezogen wurden, präsentieren sich nicht schlecht und fassen bis 50 Personen. Demnächst soll die Strecke zwischen Sosnowice und Schoppinitz fertiggestellt werden. Die elektrische Straßenbahn von Kattowitz bis Bendzin wird eine Erleichterung für die einkaufslustigen Oberschlesier bringen, die da ihre Einkäufe in Sosnowice und Bendzin besorgen.

Allen verehrten Lesern und Leserinnen,
Freunden und Gönnern unseres Blattes
wünschen wir

Fröhliche Weihnachten

Redaktion und Verlag

Sandau. Der Maurer Franz Mazur in Sandau macht im Kreisblatt bekannt daß ihm seine durch das Bezirkskommando in Pleß ausgestellten Militärpapiere gestohlen worden sind.

Tichau. In der Nacht vom 22. zum 23. d. Mts. drangen Einbrecher in das Bürgerliche Brauhaus ein und erbrachen einen Geldschrank, in dem sie aber nur Akten vorfanden. Dann begaben sie sich in einen anderen Raum und versuchten ihr Heil an einem zweiten Geldschrank, in welchem die Tageslosung aufbewahrt war. Doch vollendeten sie den Einbruch nicht ganz und gelangten nicht zu dem Gelde. Entweder wurden sie durch irgendeinen Umstand bei ihrer Arbeit gestört, oder die nahende Tageshelligkeit rückte ihnen auf den Hals.

Wohlau. Bei einem Kater in Wohlau ist amtlich Tollwut festgestellt worden.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Schankkonzessionen und Stempelgebühr

Seitens der Finanzämter wird bei Stellung Anträge zwecks Registrierung der Schankkonzessionen eine Stempelgebühr von 33 Zloty eingefordert. Nach Information von bestunterrichteter Stelle muß bei einer derartigen Handhabung allgemein die Meinung aufkommen, daß es sich unter solchen Umständen nicht um die beantragte Registrierung der alten, sondern Erteilung einer neuen Konzession handelt. Um den Rechtsstandpunkt in dem vorliegenden Falle genau zu präzisieren und festzustellen, ob die Steuerbehörde befugt ist, in dem vorliegenden Falle die Stempelgebühren einzuziehen, wurde auf einer besonderen Ausschußsitzung des Hauptverbandes der schlesischen Gastwirte zu dieser Angelegenheit Stellung genommen und beschlossen einen Juristen zu Rate zu ziehen. Nach den eingeholten Informationen kann die Finanzbehörde auf Anordnung diese Gebühr zwar nicht einfordern, immerhin erweist es sich als zweckmäßig, die Zahlung im eigensten Interesse jedes Antragstellers zunächst vorzunehmen, um eine Verzögerung nicht eintreten zu lassen. Unmittelbar darauf muß jedoch seitens der Antragsteller Widerspruch erhoben und die Anerkennung der alten Schankkonzessionen unter Berufung auf die Genfer Konvention und das Organische Statut gefordert werden, damit die alten Konzessionen den Inhabern belassen werden. Den Filialleitern in den einzelnen Ortschaften der Wojewodschaft werden durch den Hauptvorstand des Zentralverbandes der Gastwirte besondere Einspruchsformulare zugesandt, welche von den in Frage kommenden Gastwirten allgemein zu unterzeichnen sind.

Vom Wojewodschaftsrat

Der Wojewodschaftsrat tagte am Donnerstag. Er bewilligte zuerst weitere Kredite aus dem Schlesischen Wirtschaftsfonds in der Höhe von 138 000 Zloty. Der Schlesischen Landwirtschaftskammer wurde ein Kredit von 20 000 Zloty eingeräumt. Weiter wurde eine Vereinbarung mit der Spolka Bracka wegen der ärztlichen Behandlung der Arbeitslosen erledigt. Dann besprach man noch ein Gesetz über die Dienstverhältnisse der Kreis- und Veterinärärzte in der Wojewodschaft, und ein Finanzgesetz über die Gewährung von Krediten für das laufende Jahr. Dann wurden noch einige kommunale und persönliche Fragen erledigt.

Ausschank und Polizeistunde am Sylvestertag

Zwecks Genehmigung des Ausschanks von alkoholischen Getränken am 31. Dezember d. J., und zwar für den ganzen Sylvestertag, sowie Ausdehnung der Polizeistunde bis in den Neujahrstag, morgens 4 Uhr, intervenierte eine Delegation des Hauptvorstandes der Gastwirtsorganisation, Sitz Kattowitz, am gestrigen Donnerstag bei der Wojewodschaft. Nach den erhaltenen Informationen darf der Ausschank von Spirituosen infolge Vorschußzahlung zwar nicht tagsüber, jedoch am Abend erfolgen. Bezüglich Festsetzung der Polizeistunde in den einzelnen Ortschaften der Wojewodschaft haben je nach Lage der örtlichen Verhältnisse die Starosten bezw. Polizeiämter zu bestimmen, denen in dieser Hinsicht eine entsprechende Entscheidung freigestellt wird. Demzufolge wird die Zeit, in welcher der Ausschankt erlaubt ist, erst nach Regelung bezw. Ausdehnung der Polizeistunde genau bestimmt. Dieserhalb haben sich die interessierten Stellen unverzüglich an die einzelnen Bezirkshauptmannschaften zu wenden. Die Interessen-Wahrnehmung übernehmen für die organisierten Gastwirte in den einzelnen Ortschaften die Filialleiter und zwar im Auftrage des Zentralverbandes der Gastwirte.

Fristverlängerung bei Einlösung der Akzisenpatente

Wie uns von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, ist die Frist für die Einlösung der Akzisenpatente bis zum 15. Januar n. Js., für diejenigen Gastwirte verlängert worden, welche in letzter Zeit ihre Konzessionen zur Registrierung angemeldet haben. Die Finanzabteilung macht jedoch darauf ausdrücklich aufmerksam, daß eine Bestrafung bezw. sogar Schließung der Lokale erfolgt, wenn auch dieser Termin nicht eingehalten wird. — Bei Einlösung muß eine Erklärung ausgefüllt und die erste Teilzahlung und zwar die Hälfte der ganzen Patentgebühr eingezahlt werden. Die Quittung über die Teilzahlung, ist das Gewerbezeugnis für das Jahr 1928, welches bis zum 31. Dezember eingelöst sein soll, sowie die Monopolkonzession bezw. die Bescheinigung über die Registrierung der Konzession beizufügen. Diese Unterlagen müssen alsdann bei der Finanzkontrolle, welche für den jeweiligen Bezirk, in welchem die Gastwirtschaft sich befindet, zuständig ist, vorgelegt werden.

Diese Unterlagen werden bis zur Ausstellung des Akzisenpatentes für das Jahr 1928 zurückgehalten. — Eine Kontrolle der Gewerbezeugnisse wird in diesem Zeitraum auf Grund gegenseitiger Verständigung der Finanzbehörden nicht vorgenommen, so daß der Aushang im Lokal nicht zu erfolgen braucht.

Kattowitz und Umgebung.

Spielplan des Deutschen Theaters.

Sonntag, den 25. Dezember nachm. 3 Uhr: Kein Vorkaufsrecht! „Dreimäderlhaus“, Operette nach Schubert.

Sonntag, den 25. Dezember, abends 7 Uhr: Kein Vorkaufsrecht! „Tristan und Isolde“, Oper von Richard Wagner.

Dienstag, den 27. Dezember, nachm. 3 Uhr: Kindervorstellung: „Aschenbrödel“.

Dienstag, den 27. Dezember, abends ½8 Uhr: Freier Kartenverkauf! „Alt-Heidelberg“, Schauspiel von Meyer-Förster.

Freitag, den 30. Dezember, abends ½8 Uhr: „Die Königskinder“, Märchenoper von Humperdinck.

Montag, den 2. Januar, abends ½8 Uhr: Abonnementsverkauf und freier Kartenverkauf! „Charleys Tante“. Schwank von Brandon Thomas mit Musik von Leo Hirsch.

Donnerstag, den 5. Januar, abends ½8 Uhr: „Die Zirkusprinzessin“. Operette von Emmerich Kalman.

Montag, den 9. Januar, abends ½8 Uhr: 4. Abonnementskonzert! Kammersänger Paul Bender von der Münchner Staatsoper und der Metropolitan-Oper Neuyork.

Konzert Paul Bender in Kattowitz. Am Montag, den 9. Januar 1928 veranstaltet die Deutsche Theatergemeinde im Stadttheater Kattowitz einen einzigen Lieder- und Arienabend mit Kammersänger Paul Bender, Mitglied der Staatsoper München und der Metropolitanoper Neuyork. Paul Bender gehört zu den auserwählten Lieblingen des deutschen Konzertpublikums. Sein erstmaliges Auftreten in Kattowitz dürfte daher bei dem musikalischen Publikum Oberschlesiens mit besonderer Freude begrüßt werden. Die Begleitung am Flügel hat Professor Ruoff München. Vorbestellungen werden schon jetzt im Geschäftszimmer des Deutschen Theaters — Telefon 1647 — entgegengenommen.

„Athleten“ auf der Anklagebank. Der „Athletenklub“ in Neudorf veranstaltete im Monat Oktober d. J. eine Festlichkeit, bei der es zu einem folgenschweren Zwischenfall kam, welcher durch das Verhalten der Stiefbrüder Johann und Paul K. hervorgerufen wurde. Die Genannten erschienen verhältnismäßig spät auf dem Plan, wollten durchaus an der Veranstaltung teilnehmen, ohne allerdings das geforderte Eintrittsgeld zahlen zu wollen. An der Kasse kam es zu Reibereien, welche nach Einmengen dritter Personen schließlich dahin führten, daß die beiden Brüder aus dem Lokal gewiesen wurden. Draußen versuchte Johann K. von seinem Messer Gebrauch zu machen, wurde jedoch daran gehindert. Es entspann sich eine wüste Schlägerei, so daß die Brüder, welche infolge Ueberzahl der Angreifer sozusagen

den Kürzeren zogen und ihr Heil in der Flucht versuchten. Die Kampfstimmung unter einem Teil der empörten Klubmitglieder war nun einmal geweckt, so daß die Verfolgung der Fliehenden aufgenommen wurde. Arg mitgespielt worden ist dem Johann K., welchen seine Verfolger auf dem freien Felde einholten. Letzterer wurde schwer mißhandelt und erhielt überdies von einem Angreifer zwei schwere, lebensgefährliche Messerstiche, welche zur Folge hatten, daß der Verletzte infolge Blutverlust am nächsten Tage verstarb. Nicht gut ergangen war es auch dem Striefbruder, der bei der ersten Schlägerei, wo er dem Johann K. Hilfe leisten wollte, einen Messerstich erhalten hatte. Zehn Mitglieder des „Athletenklubs" hatten sich am gestrigen Donnerstag wegen schwerer Körperverletzung mit Todeserfolg vor dem Landgericht in Kattowitz zu verantworten. Ein Teil der Angeklagten gab zwar zu, in die Schlägerei verwickelt gewesen zu sein, jedoch bestritt jeder einzelne, die tödlichen Messerstiche dem K. beigebracht zu haben. Trotz Vernehmung von 39 Zeugen konnte der Messerstecher und somit der eigentliche Hauptschuldige nicht ermittelt werden. Das Gericht ging nun an die Verurteilung von vier Beklagten und zwar lediglich wegen schwerer Körperverletzung, während die sechs Personen mangels genügender Beweise freigesprochen werden mußten. Verurteilt wurde Josef Blaszczyk zu 5 Monaten, Jan Blaszczyk zu 2 Monaten und Roman Cipa sowie Wilhelm Palka zu je 4 Monaten Gefängnis.

Königshütte und Umgebung.

Bestandene Meisterprüfungen. Unter dem Vorsitz des Schlachthofdirektors Dr. Brudek bestanden die Meisterprüfung im Fleischergewerbe: R. Dinter und J. Sroka aus Königshütte, A. Bujaczek, J. Roether, G. Kowolik und W. Minlus aus Siemianowitz, R. Mikolaczek aus Bismarckhütte, Fr. Czempiel aus Groß-Piekar, F. Majer aus Bittkow, R. Adamaczek aus Kattowitz, W. Koziol aus Klein-Dombrowka, K. Brozon aus Neudorf, A. Kotyrba aus Städt.-Janow. Sämtliche Kandidaten bestanden die Prüfung mit „Gut".

Festgenommen. Weil er auf eine fremde Verkehrskarte die Grenze überschreiten wollte, wurde der Streichholzfabrikant Heinrich Klein aus Wien verhaftet. Nach gelungenem Uebertritt wollte er sich in Königshütte seßhaft machen.

Hohenlohehütte. (Auch eine Folge der strengen Kälte.) In der Wohnung des Betriebsleiters Pordzik, Alfredschacht, ist infolge allzu starken Aufschüttens von Kohle in den Kachelofen dieser explodiert, wodurch ein im Bett liegendes Kind und Frau Pordzik erhebliche Verletzungen erlitten haben. Das Dienstmädchen erlitt einen Nervenchok und sprang aus dem im 1. Stock gelegenen Fenster. Doch kam sie nur mit einigen Hautabschürfungen davon. Durch den Luftdruck wurden alle Fensterscheiben herausgedrückt und die Wohnungseinrichtung durch herumfliegende Ofenteile zum Teil demoliert.

Heute wird alles gestohlen. Daß heute alles, was nicht niet- und nagelfest ist, gestohlen wird, ist nichts seltenes. daß aber ein Preßlufthammer (!) aus der Waggonfabrik im Werte von 500 Zloty verschwunden ist, dürfte einzig dastehen. Jedenfalls hat der Dieb nach Bestellung gehandelt. Anzeige wurde bei der Polizei erstattet.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz.
Druck u. Verlag: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp. Katowice, Kościuszki 29.

Sportliches

Sport an den Weihnachtsfeiertagen.

1. Feiertag:

Beuthen 09 — Amatorski Königshütte.

Am 1. Weihnachtsfeiertage weilt der Spiel- und Sportverein Beuthen O.-S. als Gast des K. S. Amatorski in Königshütte. Die Beuthener werden in der besten Besetzung erscheinen.

Schwientochlowitz. Slonsk Schwientochlowitz — K. S. 06 Zalenze.

Chropaczow. Czarni Chropaczow — K. S. Chorzow.

Scharley. Odra Scharley — Pogon Friedenshütte.

Ruda. Slavia Ruda — Slonsk Siemianowitz.

2. Feiertag:

Schwientochlowitz. Slonsk Schwientochlowitz — Sportfreunde Königshütte.

Scharley. Odra Scharley — Iskra Laurahütte.

Lipine. Naprzod Lipine — Amatorski Königshütte.

Ruda. Slavia Ruda — Deichsel Hindenburg.

Entscheidungsspiel um die oberschlesische Meisterschaft

Mit der größten Spannung erwartet man das Zusammentreffen der Meisterschaftsfavoriten, welches am 1. Januar stattfinden wird. Beide Mannschaften, Amatorski Königshütte und Zalenze 06, befinden sich augenblicklich in sehr guter Form und es wird wohl heiß zugehen.

Alfred Freyer †.

Wie unseren Lesern bekannt sein wird, brannte am Mittwoch das Schloß des Grafen Tarnowski in Dzykow ab, wobei acht Personen ums Leben kamen. Unter den Toten befindet sich Polens bekannter Langstreckenmeister Freyer. Seine leichtathletische Laufbahn begann Freyer beim 1. F. C. Kattowitz und errang große Erfolge auf allen Aschenbahnen in Polen. Am bekanntesten machte sich Freyer in Oberschlesien durch seinen Sieg im Polonia-Lauf, sowie im Marathonlauf. Zuletzt startete Freyer für Polonia Warschau. Mit ihm verliert Polen einen der aussichtsreichsten Olympiakandidaten.

Börsenkurse vom 24. 12. 1927
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 3/4 zł
		frei =	8.93 zł
Berlin	100 zł	=	46.92 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	213.25 zł
	1 Dollar	=	8.91 3/4 zł
	100 zł	=	46.92 Rmk.

Oberschlesische Olympia-Teilnehmerinnen.

Der polnische Leichtathletenverband hat folgende Frauen aus Oberschlesien zur Teilnahme an der Olympiade bestimmt: Für Kurzstreckenläufe: Bräuer, Schoppinitz; für Langstreckenläufe: Kilos, Schoppinitz, und Perono, Kattowitz 06. Alle entstehenden Unkosten trägt der Landesverband. Für die Vorbereitungskurse ist das Stadion in Königshütte in Aussicht genommen. Die Nennung der Oberschlesierinnen zur Olympiade ist ein Erfolg des G. O. Z. L. A., der durch seine Haltung dem hiesigen Sport einen großen Dienst erwiesen hat.

Rundfunk

Gleiwitz Welle 250 — Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung:

11,15: Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,15—12,55: Konzert für Versuche und für die Industrie. 12,55: Nauener Zeitzeichen. 13,30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,45: Konzert auf Schallplatten. 15,30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht und Ratschläge fürs Haus. 22: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten und Sportfunkdienst.

Sonntag, den 25. Dezember 1927: 8,30—9,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Morgenkonzert. — 11: Evangelische Morgenfeier. — 12: Weihnachtskantaten. — 14: Rätselfunk — 14,10: Schachfunk. — 14,50: Abt. Kunstgeschichte. — 15,20—16,30: Unterhaltungskonzert. — 16,30: Weihnachtseinkäufe. Einakter aus „Anatol" von Arthur Schnitzler. — 17—17,30: Märchenstunde. — 17,30 bis 18: Gerhart Pohl: „Zum 60. Geburtstage von Alfred Kerr." — 18—19: Harfen-Konzert. — 19: Zweiter Wetterbericht, anschließend Funkwerbung. — 19,05—19,35: Abt. Sport. — 19,35 bis 20,05: Uebertragung aus Gleiwitz: Paul Niehaus: „Rundfunk und Grammophon". — 20,15: Bunter Abend. — 22,15: Uebertragung aus der Sportarena der Jahrhunderthalle: Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennen. 23: Die ersten Wertungen.

Montag, den 26. Dezember 1927. 11: Uhr Katholische Morgenfeier. — 12: Uebertragung aus Gleiwitz: Konzert. — 14—15: Uebertragung aus der Sportarena der Jahrhunderthalle: Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennen. — 14,30: Die Mittagswertungen. — 15: Abt. Philatelie. — 15,25: Märchenstunde. — 15,45—16,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Kinderlieder. — 16,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Literatur. — 17—18,45: Schlesischer Nachmittag. — 18,50—19,15: Blick in die Zeit. — 19,30: Uebertragung aus Berlin: „Wenn Liebe erwacht." Anschließend Abendberichte. Bekanntgabe der Ergebnisse des Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennens.



Weihnachten!

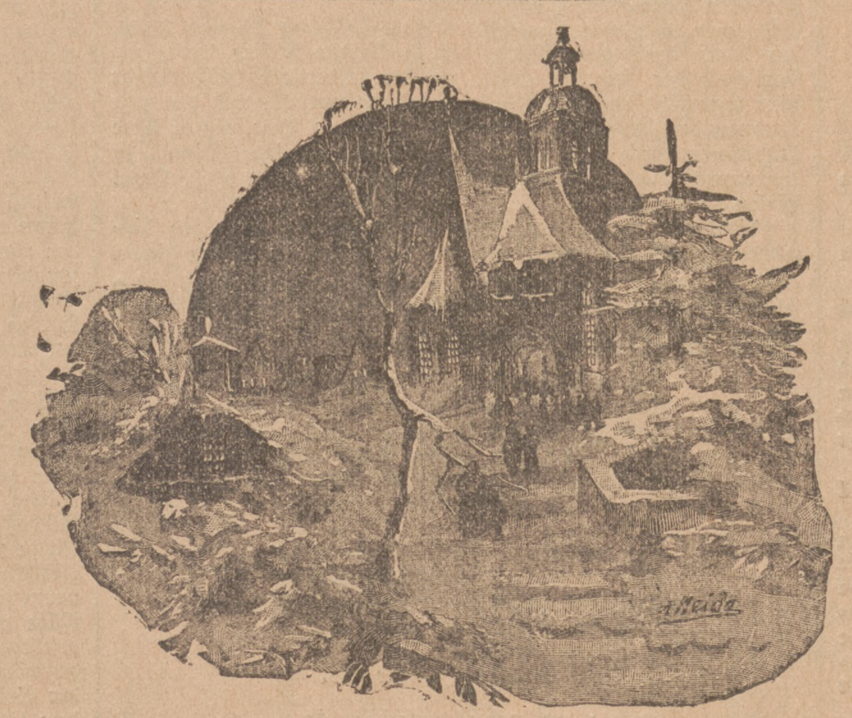
Markt und Straßen steh'n verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus;
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld:
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern,
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen –
O, du gnadenreiche Zeit!





Christmette

Mütterleins Weihnacht

In allen Straßen flammt Kerzenschein,
Da wankt durch die Gassen ein Mütterlein.

Aus allen Fenstern klingt Singen und Spiel –
Das Mütterlein ist auf der Welt zu viel.

Die Nacht ist so hell und der Schnee ist so weich,
Sie sinkt auf die Treppe müde und bleich.

Vom Dome hernieder mit hallendem Sang
Löst sich der Glocken mächtiger Klang.

Dazwischen ein einsames Glöcklein geht,
Lieblich und klar wie ein Kindergebet.

Sie spürt nicht Kälte und Hunger zur Stund' –
Ein Lächeln umschwebt ihren faltigen Mund.

Und halb im Träumen, und halb im Vergeh'n
Glaubt sie, des Heilands Geburt zu verstehn –

Die Lichter erlöschen — die Glocke schweigt.
Sie hat ihren Kopf in den Schoß gebeugt — —



Das Rätsel

Leise zitterten die Glockenstimmen von der St. Markuskirche durch die stille Winterluft zu den inmitten des Stadtparks gelegenen Schwanenwiese herüber, sie läuteten das Christfest ein.

Es war nicht allzu viel Leben auf der idyllisch gelegenen Eisbahn, Frühnachmittag des 24. Dezember, da hatten die meisten Menschen anderes zu tun, als draußen Schlittschuh zu laufen.

Jutta Holm sah etwas ungnädig in ihrem reizenden Eislaufkostüm zum bleifarbenen Himmel auf. Wie stimmungslos! Wochenlang hatte es geschneit und gefroren, nun gerade zu Heiligabend fing es trübselig an zu regnen.

Sie schüttelte mißmutig die Tropfen von ihrem Hermelinmuff ab und setzte sich zum Abschnallen auf die Bank.

Ein verklammter, halbwüchsiger Junge sprang eilends zu, ihr seine Dienste anzubieten und zog sich enttäuscht wieder zurück, denn Fritz Nordmann, ihr höflicher Vetter und getreuer Begleiter lag schon zu ihren Füßen und löste geschickt die Schrauben in ihren blitzenden Stahlschuhen. Ohne Rücksicht auf die Nässe kniete er vor ihr auf dem Eise.

Ein kleines spöttisches Lächeln glitt um ihren Mund. Ja, Fritz Nordmann beugte sich überhaupt so leicht, wenigstens vor ihr.

Vielleicht, daß sie sonst schon weiter miteinander gewesen wären. Ihre beiderseitigen eng befreundeten Eltern fanden nämlich, daß sie, die beiden einzigen Kinder, vorzüglich zueinander paßten. Das „fand" man wohl allgemein, und so fanden sie es schließlich auch. Waren sie doch beide jung und hübsch und vermögend, warum also auch nicht!

Trotzdem war sie Fritz Nordmann bislang bei allen Versuchen zu einer ernsteren Wendung ihres kleinen vergnüglichen Techtelmechtels geschickt durch die Finger gegangen. Immer konnte es freilich so nicht bleiben, und vor heute abend — es war da zu Hause eine Familienweihnachtsfeier vorbereitet, zu der natürlich auch Nordmanns geladen waren — empfand sie fast etwas wie eine dunkle Angst. Sie hatte wenigstens das ganz bestimmte Gefühl, daß heute abend die Geschichte zum Klappen kam! Heute abend stellte Fritz Nordmann sie. So unter dem strahlenden Weihnachtsbaum.

Sie warteten wohl alle darauf. Ueberrascht würde niemand durch diese Verlobung sein, — auch Torbeck nicht. Was der übrigens dann wohl sagte oder wenigstens dachte?

Was er auch wohl in diesem Augenblick wieder denken mochte? Es wäre ihr interessant gewesen, wenn sie hinter seiner Stirn hätte lesen können.

Sie gingen derweil, langsamen Schrittes, auf die imposante neue Brücke zu, die unterhalb der Vorstadt mit ihren gewaltigen Eisenkonstruktionen und stolzen Turmbauten ihre mächtigen Bogen über den Strom spannte. Das war Torbecks neuestes Werk. Merkwürdig, obgleich er ihr so zuwider war, aber sie mußte jedesmal daran denken, wenn sie hinüberging. Ob er selber wohl sehr stolz darauf war? Er sprach so selten darüber.

Fritz Nordmann und sie gingen vorauf, Gisela Robertus und Torbeck hinterher. Vielleicht kam es auch da heute abend zu einer Entscheidung. Gisela Robertus gab sich jedenfalls alle Mühe und war nicht schuld daran, wenn es nicht dazu kam.

Ja, eine merkwürdige Art von Verehrung hatte er, der gesellschaftlich nicht allzu Gewandte, ihr entgegengebracht bis zu dem Tage, an dem sie ihn mal bös hatte abfallen lassen. Im stillen hatte er sie angesehen. Hernach hatte Torbeck sie allerdings nie wieder so angesehen, sie im Gegenteil mehr übersehen. Und das hatte sie erst empört. Immerhin, das mußte man ihm lassen, Charakter besaß er. Daß sie ab und zu noch wieder zusammentrafen, war leider nicht zu vermeiden. Aber zum Glück dauerte ja diese Pein nicht lange mehr.

Jutta Holm blickte in stillem Sinnen durch das Eisengeländer hinab in die gähnende Tiefe. Eine schaurige Tiefe, besonders in dieser fahlgrauen Winterdämmerung und dieser trüben Regenstimmung.

Unheimlich war es, da unten das schmutzig gelbgraue Eis und dazwischen die offene schwarze Wasserstraße.

Sie entsann sich, über dieser gähnenden, furchtbaren Tiefe hing, bevor die Brücke dem Verkehr übergeben wurde, ein schwankes, schmales Brett, darauf saßen die Maler, und einer der jungen Leute war eines Tages von dort aus in die grausige Tiefe gestürzt.

Sie erschauerte und fuhr im selben Augenblick in jähem Schreck zusammen. — etwas Nasses, Kaltes hatte ihre nur von einem hauchfeinen Seidenhandschuh umspannten Fingerspitzen berührt. Ein Hund, irgend so ein schmutziger kleiner Rattenfänger, der unbekümmert hinter ihnen hergekommen war, hatte im Vorbeilaufen der Versuchung nicht widerstehen können, das Fell ihres Muffes zu beschnuppern und mit seiner feuchtkalten Schnauze dabei ihre Finger berührt.

Ihr Schreck war ein so jäher gewesen, daß sie in ihrer Nervosität hell aufschrie, und im selben Augenblick hatte sie ein merkwürdiger Gedanke durchzuckt: Torbeck war so ein närrischer Tierfreund, — dies war eine Gelegenheit, ihn zu reizen, ihm zu zeigen, daß sie in allem das gerade Gegenteil war! Und mit dem entrüsteten Ruf: „Fort, du ekles Geschöpf!" hatte sie auch schon den Fuß gehoben und dem kleinen Rattenfänger einen Stoß gegeben, daß der Hund, der erschreckt an ihr vorüberflüchten wollte, auf dem Glatteis der Brücke ausglitt und durch das Geländer fiel. Nicht, wie sie alle bestürzt geglaubt, direkt in die schaurige Tiefe, sondern wie durch ein Wunder einige Meter unterhalb auf die vorspringende Verbindungsfläche zweier Eisenträger, wo er in Erkenntnis der grausigen Situation, sich angstvoll festkrallte und kläglich winselnd zusammenduckte.

Jutta Holm hatte sich entsetzt über das Geländer gebeugt, da fühlte sie sich mit rücksichtsloser Gewalt zur Seite gedrängt, und schon im nächsten Augenblick hatte Torbeck sich über die Brüstung geschwungen und sich an der Eisenkonstruktion heruntergelassen. So schnell hatte sich das Ganze abgespielt, daß sie es erst begriffen, als es bereits geschehen war. Ihre Begleiter waren in höchste Erregung geraten. Das hätte man nicht dulden dürfen! Fritz Nordmann gestikulierte wild: ein Wahnsinn war das! Bei dieser Glätte noch dazu und der hereinbrechenden Dunkelheit! Und das um eines Hundes wegen! Wenns noch ein Mensch gewesen!

Nur Jutta Holm stand stumm und völlig regungslos, totenblaß, die Hände im Muff verkrampft. Hatte sie gebetet? Sie wußte es nicht. — Vergingen Ewigkeiten? Warens nur Minuten? Sie hatte kein Empfinden dafür.

Da tauchte Torbeck auch schon wieder auf, barhäuptig, der Hut trieb irgendwo da unten in der Tiefe, und schwang sich wieder über die Brüstung, das zitternde Hündchen auf dem Arm. Stillschweigend und gelassen, als sei durchaus nichts Außergewöhnliches geschehen, ging er seines Weges, nachdem er seinen kleinen Schützling behutsam wieder auf die Erde gesetzt hatte.

* * *

Der Christabend hatte sich herabgesenkt. In den Straßen war es still geworden. Hier und da zeichneten sich hinter den verhangenen Fenstern bereits die goldene Pyramide eines brennenden Weihnachtsbaumes.

Torbeck saß in seinem Zimmer und schickte sich an, auf seine Weise den heiligen Abend zu begehen.

Es lag zwar eine dringliche Einladung von den Eltern Gisela Robertus' vor, die er zwar ursprünglich notgedrungen angenommen, aber zuguterletzt mit ein paar höflichen Begründungszeilen wieder abgelehnt hatte, da ihm all und jede Stimmung dazu fehlte. Da schrillte die Flurglocke, und gleich darauf klopfte es an seiner Tür. Seine Wirtin, die erst vor einer knappen halben Stunde ausgegangen war, konnte es nicht sein. Er rief: „Herein!" — das kleine Töchterchen der Witwe lugte, verlegen lächelnd, in die Tür.

„Nun, Lenchen, ist der Weihnachtsmann draußen?"

„Nein, der Weihnachtsmann noch nicht! Aber wenn Sie mal eben herauskommen möchten, da draußen auf dem Flur, da steht eine Dame, 'ne ganz feine", setzte sie leise hinzu, die möchte Sie gern mal sprechen!"

Torbeck erhob sich ungläubig. Eine Dame suchte ihn hier auf? Das mußte doch wohl ein Irrtum sein!

Mit raschen Schritten ging er auf den Flur hinaus und traute im nächsten Augenblick seinen Augen nicht. Die dunkel gekleidete schlanke Gestalt da —

„Gnädiges Fräulein", stammelte er, aufs äußerste bestürzt, „was verschafft mir die Ehre?"

Jutta Holm war so weit wie möglich in den Schatten getreten und ihre Stimme zitterte. „Es handelt sich um etwas Eiliges und Wichtiges, wenigstens für mich Wichtiges. — verzeihen Sie daher das Ungewöhnliche meines Schrittes! — Ich wußte nur keinen anderen Weg und möchte Sie bitten, mir für einen Augenblick Gehör zu schenken und mich für ein paar Minuten auf die Straße zu begleiten —"

Er stand und sah ihr ins Gesicht, und ihm war, als müsse er sich mit etwas Feindlichem gegen sie wappnen. Und es wollte ihm doch nicht gelingen.

Fast unbewußt hatte er seinen Hut von der Garderobe genommen und war über die Treppe gefolgt.

Und nun standen sie dort unten auf der stillen Straße. Es hatte aufgehört zu schneien. Irgendwo spielte jemand das traute Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht...." und helle Kinderstimmen sangen dazu.

„Nun, gnädiges Fräulein, ich bitte über mich zu verfügen!" Er sah ihr erwartungsvoll ins Gesicht, denn sie schwieg noch immer. Es schien ihr schwer zu werden, ihr Anliegen in Worte zu kleiden. Ganz langsam ging sie neben ihm weiter, „... Ich ... ich möchte Sie um Verzeihung bitten —"

„Mich um Verzeihung bitten? Wofür? Ich wüßte wirklich nicht —"

„Sie gehen schon übermorgen fort, auf lange — und da — — ich schäme mich so! Alle Selbstachtung habe ich vor mir verloren!" In leidenschaftlicher Erregung stand sie vor ihm. „Heute nachmittag — es war eine Roheit von mir — eine —"

„Keine Roheit", sagte er ruhig. „Höchstens eine Unüberlegtheit."

„Eine Unüberlegtheit nennen Sie es? Es mag so sein, soweit es die Folgen für das arme kleine Tier betraf. Das hatte ich selbstverständlich nicht gewollt und nicht vorausgesehen! Aber eine Absicht war doch dabei. Das wollte ich Ihnen beichten, Auge in Auge! Schneller als ein Blitz durchfuhr es mich da auf der Brücke: der da hinter dir geht, ist ein so warmherziger Tierfreund! Ist ein Mensch, der dich an Wert turmhoch überragt! Ein Auflehnen, ein wilder, unsinniger Trotz überkam mich. Dies war eine Gelegenheit, um Sie mal wieder zu verletzen, um Ihnen zu zeigen, wie grundverschieden wir waren — — wie oberflächlich, wie kaltherzig und schlecht ich war. Da hob ich den Fuß und —"

Torbeck beugte sich vor. Schwer ging ihm der Atem. Sie weinte? — —

Sie waren am Ende der Straße angelangt, dort, wo sie in die Parkanlagen mündete, und standen dort voreinander in der Stille des Weihnachtsabends, fast wie ein heimliches Liebespaar. Jutta Holm und er ein Liebespaar! Er hätte lachen mögen.

Und doch — daß sie überhaupt da standen! Wars Traum? Wars Wirklichkeit? Es war wohl ein Weihnachtswunder...

Hilflos sah er auf sie hernieder. Sie weinte noch immer leise. Was war das bloß mit diesem selbstsicheren jungen Geschöpf? Sie hatte ihm doch oft genug bewiesen, wie sehr er ihr zuwider war! Und nun lag ihr mit einem Male so viel daran, seine Verzeihung zu erbitten? So viel, daß sie das Aeußerste an Selbstüberwindung tat! Er faßte es nicht. Gab es Rätsel in solchen Frauenherzen?

Da riß er sich zusammen. Um Gottes willen — wohin verirrten sich seine Gedanken. Wollte er zum zweiten Male eine Demütigung erleben?

„Gnädiges Fräulein," sagte er, indem er ein Scherzen in seinen Ton zu legen versuchte, „das Akrobatenstückchen von heute nachmittag ist Ihnen ersichtlich auf die Nerven gefallen! Uebrigens haben Sie das kleine Klettermanöver bei weitem überschätzt! Jedenfalls hat die Sache viel waghalsiger ausgesehen, als sie in Wirklichkeit war, wenigstens für einen geübten Turner. Und die Hauptsache, es ist ja weder mir noch dem Hunde etwas passiert, — Sie brauchen sich also keinerlei Vorwürfe zu machen und können sich Ihrer Weihnachtsfeier heute abend in vollster Seelenruhe erfreuen —"

„Nein," schluchzte sie auf, „ich will ja gar keine Weihnachtsfeier. Ich gehe nicht nach Hause! Ich bliebe am liebsten den ganzen Weihnachtsabend irgendwo in tiefster Einsamkeit —"

Er wollte sie mit einem Scherz beruhigen und fühlte, dumpf schlagenden Herzens, doch, dies war verzweifelter Ernst. Hier kämpfte ein Herz seinen schwersten Kampf, — hier wollte sich etwas zum Lichte ringen....

„„Ich will mich nicht verkaufen — mit einer Lüge im Herzen!"

„Sie lieben Fritz Nordmann nicht?!" — —

„Nein! Ich liebe ihn nicht! Habe ihn nie geliebt! — Ich weiß es — erst seit heute!"...

„Seit heute?!" — — Hart klang die Männerstimme in das tiefe Schweigen der Christnacht. „Und morgen haben Sie sich wieder besonnen und —"

Da drang ein Laut an sein Ohr, — hatte sie seinen Namen geflüstert, leise und doch voll tiefer, unverhüllter Liebe? — —

Michael Torbeck hielt sie plötzlich in den Armen und küßte nun doch in heißer Inbrunst die schwellenden Lippen, die sich voll Sehnsucht ihm entgegendrängten...

Droben aber teilten sich die dunklen Wolkenvorhänge, und durch den Spalt lugte ein blitzender Weihnachtsstern...

Stille Weihnacht

Eine Schumann-Geschichte.

Draußen fiel Schnee. Clara hinter den Fenstergardinen lächelte schmerzlich. „Ein Weihnachten ohne Schnee ist wie ein Scherzo ohne Humor", hatte Robert gesagt. Sie wandte ihren Kopf, als sei wer in das Zimmer getreten. Aber nichts war. Gegenüber im Musikzimmer tollten die Kinder um den schon lange geschlossenen Flügel.

Weiße Flocken, freundlich und naß. Sie flimmern und brennen zugleich. Und die Erde liegt da wie eine offene Schale. Clara zog fröstelnd ihr Schultertuch fester an sich. Die Flocken sanken so lautlos und tief, als wollten sie durch die Erde hindurch fallen auf einen braunen Sarg. Sie sah den Sarg sich wiegen auf lauter Schneewellen, sanft zum Takt einer leisen, fernen Melodie.

„Robert," schluchzte die Frau. Die erste Weihnacht ohne den geliebten Mann. Und die Kinder freuten sich und die fremden Menschen da unten auf der Straße hasteten in deutlicher Erregung. Zärtlich schwangen ein paar frühe Glocken über die Stadt hin.

Ein paarmal hatte es schon geläutet an der Türe, an der immer noch das alte Schild befestigt war „Robert Schumann", als ginge er noch aus und ein hier, als sei das alles nicht wahr, was die Menschen sagten, der Meister sei tot. Boten und Blumen und freundliche Aufmerksamkeiten waren gekommen. Für Frau Clara und die Kinder. Fast, als traue man sich jetzt eher

Merkworte:

Kaum etwas offenbart so die Höhe des Kulturstandes eines Menschen, als die Art, wie er zu schenken versteht!

*

Ein Geschenk darf nie beschämen!

*

Wer liebt, versteht auch zu schenken!

*

Manche Menschen verstehen es, mit einer Handvoll Blumen eine Freude zu bereiten, die noch lange festfreudig durch unsern Alltag schwingt!

*

Für die Festtage des menschlichen Herzens gibt es keinen Kalender!

---

zu derlei Liebem. Schumann war leicht gereizt, man mußte immer Angst haben früher, es mit ihm zu verderben. Gott und die Sterne waren sein ureigenstes Privateigentum. Man durfte Frau Clara nichts schenken, was nicht er selber der geliebten Frau auch hätte schenken können. Weiß Gott, er tat es auch.

Aber seine Liebe war wie ein Strauß üppigster Rosen voll der üppigsten Dornen gewesen.

Frau Clara schüttelte unmerklich den feinen Kopf. Um ihren Mund spielte ein Lächeln wehmütiger Erinnerung und die Hände falteten sich ihr wie zu einem Gebet, ohne daß sie es wußte. Ein Leuchten glitzerte aus ihren Augen, darin schwammen hohe Kerzen der Freude und Erinnerung. Und fast wie die Schläge des Perpendikels an der Wand fielen da laut gesprochen ihre Worte aus dem Herzen und dem Munde: „Es war alles gut so."

Fünf Uhr schon. Fast finster war es in dem einsamen Zimmer. Die Frau tastete nach Licht und wie es aufflammte, da streckten aus der Ecke sich alle Zweige des grünen Baumes ihr entgegen wie bittende, flehende Hände. Sie legte ihren Arm um den Baum, als wollte sie wen ans Herz ziehen.

Da klopfte das Mädchen an die Türe und es klang, als hielte sie eine große Freude in den Händen. Es war auch wirklich so, denn sie hatte, neugierig wie nun einmal die Mädchen sind, den Absender des Briefes gelesen, der eben gebracht worden war. Und darauf war in großen, schrägen Buchstaben gestanden: „Johannes Brahms in Hamburg".

Und das bemerkte das Mädchen auch noch, wie Frau Clara rot vor Freude wurde, als sie den Absender gelesen hatte.

Erst ein einziges Licht brannte an dem Baum, wie Frau Clara mit dem Brief in der Hand und noch unschlüssig, ob sie ihn sofort öffnen solle, oder später, davorstand. Die Flamme knisterte groß und lautlos schlug ein Schatten gegen die Wand.

„Nein, meine einzige Weihnachtsfreude hebe ich mir auf für nachher", wußte Frau Clara. —

Und die Stunde dieser stillen Feier kam schon früh am Abend. Müde von den Lichtern und den Ueberraschungen, waren die Kinder bald eingeschlafen. Leer lag das Musikzimmer jetzt und der Flügel sah im abgeblendeten Kerzenschimmer aus wie ein schwarzes Kreuz mit umgekehrten Querbalken. Die laute Straße war auch schon still geworden und nur die Sterne guckten jetzt, da es aufgehört hatte zu schneien, ganz nahe und neugierig durch die Fenster hinein auf die einsame Frau, die da im Sessel lehnte, als ob sie schliefe, einen Brief in der Hand, der jeden Augenblick zur Erde fallen konnte. Die Sterne flimmerten schon vor Ungeduld, daß die Frau sich nicht regen will. Und plötzlich wichen sie zurück, denn Frau Clara war aufgestanden, an das Fenster getreten und hatte beide Flügel weit aufgemacht, als müsse sie Luft schöpfen. Aber sie bog nur ihren Kopf wie zum Kuß aus dem Fenster und sah mit Augen voller Tränen dabei auf zum lichterbesäten Weihnachtshimmel.

Da war ihr, als springe jubelnd ein einziger hoher Ton auf, der schwang sich über die ganze Stadt hin, über die ganze Welt, über Erde und Himmel. Es war jener Ton, den Robert immer gehört hatte, von dem er gesprochen in gesunden Tagen und im Fiebertraum.

Erst einige Tage später trug das Mädchen das Antwortschreiben von Clara Schumann an Johannes Brahms in Hamburg zur Post. Und zwei Menschen auf der weiten Welt wußten, daß sie einander liebten und wert waren. Und wußten auch, daß die Treue stärker zu sein hat, als selbst der Tod . . . .

Es ist ein Ros' entsprungen

Das Städtchen feierte in weißer Winterherrlichkeit; die alte Burg, die ehemaligen Ringwälle tief verschneit, schneeumrahmt leuchteten bunte Kirchenfenster in die einfallende Dämmerung. Den stolzen goldenen Kirchturmhahn hatten lustige Schneeflocken zugedeckt und auch dem ehrfurchtgebietenden Kirchturme eine weiße Haube übergestülpt. Hier und dort lugten vorwitzig die Sandsteintürmchen und Schnörkeleien aus der Schneehülle. Breite, frischgeschaufelte Wege führten zu den Kirchtüren, aber der Wind, der immer tolleres Schneetreiben schuf, verwischte bald die sorgsame Menschenarbeit. Glöckchen klingelten über den stillen Marktplatz, übermütige Buben ballten Schnee und erkoren ehrsame Bürgerinnen zur Zielscheibe.

Gerade überquerte Thomas Lindt, der Organist des Städtchens, den Marktplatz, als kurz vor seiner Haustüre ein großer Schneeball, von kundiger Hand gelenkt, seine Mappe traf. „Wartet, ihr Spitzbuben!" drohte der Organist zurück, kramte umständlich den altmodischen, langen Hausschlüssel hervor, und als er eben in den düsteren Hausflur eintrat, hörte er ein schüchternes „Ich hab' den Schneeball geworfen. Sind Sie darum böse, Herr Organist?"

„So, so!" sagte Thomas Lindt in schlechtgespieltem Grimm, „dann komm' mal mit!" und schob den kleinen, reumütigen Sünder in die warme, gemütliche Wohnstube. „Auf Dich habe ich lange gewartet!" und steckte dem zur Bildsäule Erstarrten einen Printenmann und einige Nüsse zu. „Nun lauf'," schnitt er das beschämte Dankestammeln ab, „das ist, weil Du so gut zielen kannst!"

Die Haustür schrillte, dann Freudenrufe: „Hans, Joseph, schnell, hier!" Der helle Knabensopran sank zum Flüstern herab, „der Herr Organist ..." derweil Thomas Lindt ungesehen hinter der Gardine lauschte.

Ja, die Jugend! Der Organist strich über sein weißes, spärliches Haar. Wann war das doch, als man selbst jauchzend Schnee geballt und in fröhlichem Jugendübermut nach den Respektspersonen gezielt?

So lange her — ein ganzes Menschenalter lag dazwischen. Ein Menschenalter voller Freuden und Kämpfe, voller Hoffnungen und Enttäuschungen, bis Jahr um Jahr gleich den Schneeflocken herabsank und die große, feierliche Stille des Alters ihn umgab. Vieles war herabgesunken, das unruhevolle, ehrgeizige Herz hatte sich bescheiden gelernt. Auch der einzige, unvergessene Wunsch des Thomas Lindt, einmal eine große Orgel spielen zu dürfen, um sich Stellung und Titel eines Domorganisten zu erringen, war wie so manche andere Hoffnung unerfüllt geblieben.

Thomas Lindt warf ein paar Tannenzweiglein in das Feuer des eisernen Rundofens, und während unter Knistern weihnachtlicher Duft die Stube durchzog, öffnete er den Deckel des altertümlichen Harmoniums und spielte.

Da war es wieder, das Eifeler Bauernbüblein Thomas Lindt, das durch den tiefen Schnee der Landstraße fürbaß schritt zur Realschule des Kreisstädtchens, wo der kinderliebe Gesanglehrer seine ungewöhnliche musikalische Begabung entdeckte und ihm zum Studium der Musikhochschule verhalf. An dem Tage, als er seine Aufnahmeprüfung in Musik bestanden hatte, war jener Wunsch in ihm erwacht: — Domkapellmeister zu werden — eine große Orgel spielen zu dürfen.

Und war doch nie aus diesem verträumten Städtchen hinausgekommen! Den einen trug die Schicksalswelle mitten hinein

---

Am Weihnachtsbaum

Sterne funkeln her aus fernem Raum,
Kerzen an der Sehnsucht grünem Baum,
Leuchten auf vor Gottes Angesicht —
Durch der Seele Tiefen flutet Licht.
Heller, heller wird die Nacht,
Die den Heiland uns gebracht.

Aus der heilgen Stille zu uns dringt,
Was im Herzen wonnig widerklingt:
Horch, der Engel Sang, der Hirten Ruf
Diese Nacht die ewge Liebe schuf.
Namenloser Güte Wort
Tönt durch alle Nächte fort.

Und wir Menschlein steh'n als Kinder da,
Fühlen selig uns dem Himmel nah,
Greifen in der Sterne goldnen Raum,
Träumen wieder unsern schönsten Traum . . .
Unsern Sinn umfangen hält
Glück aus einer andern Welt.

---

in die wilde Brandung des Lebens, den anderen setzte sie auf stillem Eilande ab.

Marie Eggendorff hatte seine Sehnsucht verstanden, hatte sie geteilt, auch als sie als Frau Organist in dem kleinen Hause am Marktplatz schaltete und waltete. Wie oft bewarb sich Thomas Lindt um eine Domorganistenstelle, wie oft sagte das Schicksal: Nein! Und als gar Marie nach fünfzehnjähriger, glücklicher Ehe einer tückischen Krankheit erlag, hatte er seinen Herzenswunsch mit der treuen Lebensgefährtin begraben.

Was sollte ihn jetzt noch die große Orgel —?

„Aus einer Wurzel zart," sang das Harmonium. Mariens Lieblinglied. Zum ersten Weihnachtsfeste ihrer jungen Ehe hatte er ihr ein Präludium geschrieben, das überleitete in „Es ist ein Ros' entsprungen". Dasselbe Präludium hatte Thomas Lindt auf Bitten seines sterbenden Weibes gespielt. Immer kürzer war der Atem geworden, immer schwächer hatte das Herz geschlagen. „Und hat ein Röslein bracht — —", da war Marie mit seligem Lächeln hinübergeschlummert. Thomas Lindt aber hatte an diesem Tage das Lied nimmer zu Ende gespielt.

Der Kinderlärm auf dem Marktplatz war verstummt, hin und wieder das leise Glöckchen eines verspäteten Wagens. Eine einsame Laterne sandte milden Schein in das dunkle Zimmer; der Schnee leuchtete und glitzerte von Eiskristallen. Nun zündeten sie wohl die Christbäume an, der kleine Sünder von vorhin schaute jetzt mit strahlenden Kinderaugen in den bunten Lichterbaum. Keiner der Knaben, die nachher in der Christmette „Als ich bei meinen Schafen wacht" sangen, besaß den hellen, schwebenden Sopran wie er. Ob der Kleine sich auch schon mit ehrgeizigen Hoffnungen trug —?

Unwillkürlich glitten die Hände zurück in das Präludium. Nun jauchzte es durch die Stille:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten sungen,
aus Jesse kam die Art
Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht."

„Thomas Lindt!", sagte plötzlich eine Stimme zu ihm, „stehe auf, eine große Orgel, die größte, wartet auf Dich. Du sollst sie spielen, heute in der heiligen Nacht."

Des Organisten Linke fuhr von den Tasten jäh zum Herzen. Strahlende Helle umgab ihn, Engel umstanden die gewaltige Himmelsorgel! Marie, sein Weib, schlug den Deckel hoch, wie sie es oft getan. Thomas Lindt zog alle Register, und da brauste durch den Himmelssaal das Präludium und leitete über in das jubilierende: „Es ist ein Ros' entsprungen" —

Just zur selben Zeit eilte der Küster über den Marktplatz, schellte heftig an dem dunklen Hause des Organisten Thomas Lindt. Niemand öffnete. Vom nahen Kirchturme riefen die Weihnachtsglocken in die Christmette.

Pflanzenwunder der Christnacht

Die Nacht, in der die Zwölften beginnen, die unseren heidnischen Vorfahren hochheilige Zeit, hat im Volksglauben stets eine große Rolle gespielt. Da sollen um die Mitternachtsstunde allerlei Wunder geschehen, namentlich in der Pflanzenwelt, Blumen unter Eis und Schnee hervorsprießen, und Bäume Blüten und Früchte hervorbringen. Dieser Aberglaube mag seinen Ursprung darin haben, daß um die Weihnachtszeit die Blüten der Christrose (Helleborus niger) genannt, aus dem Schnee hervorleuchten. Sie stand schon im Mittelalter in hohem Ansehen, man glaubte, sie besitze die Fähigkeit, böse Geister zu bannen und Krankheiten, namentlich die Pest, zu heilen. Weil sie in heiliger Zeit erblühte, hielt man sie selbst für heilig.

Wie aus der Legendengeschichte hervorgeht, hat die heilige Hildegard die Pflanze bereits im 12. Jahrhundert Christwurz genannt. Auch die Grüne Nieswurz (Helleborus viridis) steht nach altem Volksglauben mit der Christnacht in Verbindung.

Von einem besonderen Nimbus umgeben war schon vor Jahrhunderten die Jerichorose, jene seltsame Pflanze, welche, selbst wenn sie lange Zeit trocken gelegen hat, im Wasser schnell zum Leben erwacht. Das Volk legte ihr die Eigenschaft bei, daß sie nur in der Christnacht erblühe. Der Legende nach soll sie unter den Schritten Marias aus der Erde hervorgeschossen sein. In vielen Gegenden ist es heute noch Sitte, das Erblühen der Jerichorose, auch wohl Weihnachtsrose genannt, in der Heiligen Nacht zu erwarten. Die trockene Zwiebel steht inmitten brennender Lichter in einem Gefäß mit Wasser auf dem Tisch. Erschließt sie während der Nacht ihre Blüten, so ist die Freude im Hause groß.

Vom Hopfen heißt es in Westfalen und Hannover, daß er um 12 Uhr in der Christnacht plötzlich zu grünen beginne und aus Eis und Schnee hervorschieße, dann aber schnell wieder verschwinde. — — — Auch das zauberhafte Farnkraut, dem mancherlei Aberglaube anhaftet, bekommt in der heiligen Nacht Blüten, mit ihrer Hilfe glaubte man einst jedes Schloß öffnen und verborgene Schätze entdecken zu können. — In Niederösterreich glauben die Landleute, daß in der Christnacht das Gemüse im Keller zu wachsen beginne; wie von den Weinbergen des Engadin die Sage berichtet, daß sie in der Geburtsstunde des Heilandes plötzlich grünen und blühen. Dasselbe sagte man vom Flieder in den Gärten des Oberharzes.

An den Dornenstrauch, der in der Heiligen Nacht Blüten treiben soll, knüpft sich eine hübsche Sage: weil er unschuldig daran war, daß aus seinen Zweigen die Krone Christi gewunden wurde, segnete ihn dieser, und seitdem trägt er Rosen. Wenn zur Weihnachtszeit das Christkind über die Erde wandelt, rührt es mit der Hand an den kahlen Strauch, dem dann leuchtende Blüten entsprießen. Wer solche findet, ist begnadet, er bleibt vor Krankheiten und anderem Uebel bewahrt.

Sehr alt ist der Glaube, daß in der Christnacht die Bäume Blüten, ja sogar Früchte tragen; in Chroniken des Mittelalters findet man zahlreiche Fälle verzeichnet. Vom Apfelbaum heißt es, er habe aus Freude darüber, daß eine Evatochter den Erlöser zur Welt gebracht, in der Stunde der Geburt Jesu zu blühen begonnen. Diese Sage knüpft an das Paradies an. — Bischof Nikolaus von Bamberg erzählt in einem Bericht aus dem Jahre 1426 von zwei Apfelbäumen, welche im Jahre vorher am Christfest Blüten und Früchte hervorgebracht haben sollten, er nennt sogar einen Zeugen dafür. — 1430 hat man angeblich in der Nähe von Nürnberg Weihnachten einen blühenden Apfelbaum gesehen. — Beim Flecken Trebur in Hessen soll ein Apfelbaum gestanden haben, der alljährlich in der Christnacht Aepfel von der Größe einer Bohne trug. Proben davon überbrachte man dem Landgrafen Georg II., der sie als eine Seltenheit anderen Fürsten und Herren zeigte. — Aus dem 12. Jahrhundert wird auch von einem blühenden Kirschbaum berichtet. — Karl I. von England und seiner Gemahlin wurde an jedem Christfest ein Zweig von einem blühenden Weißdornbusch des Klosterfriedhofs von Glastonbury überreicht, einem Ableger des Strauchs, der angeblich aus dem dürren Stabe enstanden sein soll, welchen Joseph von Arimathia am Abend vor der Geburt Jesu in die Erde steckte und der am nächsten Morgen ganz mit weißen Blüten bedeckt war. In der unruhvollen Zeit unter Cromwell ist dann der wunderbare Weißdorn vernichtet worden.

Frühling im Winter

Aus Paris wurde anfangs November Zeitungen gemeldet, daß in der Normandie Erdbeeren und Himbeeren blühten, daß also der Sommer infolge der milden Witterung wieder eingezogen sei. — Man braucht nicht erst in die Normandie zu fahren, um den scheinbaren Saltomortale der Natur beobachten zu können. Vor mir auf meinem Schreibtisch steht ein großer Strauß selbstgepflückter Schlüsselblumen und Maßliebchen — anfangs Dezember, und draußen liegt Schnee und die Bäume prangen im Schmucke des Rauhreifs. — In einer Dorfschenke in den bayerischen Vorbergen standen noch vor acht Tagen große Sträuße Margariten, roter Lichtnelken, prachtvollem Weiß- und Rotklee und selbst die kleinen Frühlingsenziane erfreuten das Auge durch ihre lichtblaue Farbe. Die Blumen waren kurz vor einem starken Schneefall gepflückt worden und hielten sich ganz prächtig im Zimmer. Meine Schlüsselblumen wuchsen auf einer etwa 700 Meter hochgelegenen, gegen Süden sich erstreckenden Wiese, von der die warmen Sonnenstrahlen eine 30 Zentimeter hohe Schneeschicht weggeschmolzen hatten.

Es ist durchaus keine Ausnahmeerscheinung, daß im Spätherbst die Frühlingsblumen wieder auftauchen; man kann solche Freude in jedem Herbst erleben, wenn nicht gar zu arger Frost das Wasser im Boden gefrieren und die Blätter steif werden läßt. Es sind selbstverständlich nur die sogenannten ausdauernden krautigen Pflanzen, die ihren Winterschlaf so frühzeitig aufgeben. Einjährige Pflanzen, deren Entwicklungsgang vom Samen bis zur Frucht sich in einem Sommer abspielt, kommen hier nicht in Betracht. Aber auch hier gibt es Ausnahmen, wenigstens was das Wachstum anbetrifft. Jedermann kennt das sogenannte Wintergetreide, das im Herbst ausgesät wird und die Aecker mit frischem Grün überzieht. Die jungen Pflänzchen überwintern unter der warmen Schneedecke, stellen ihr Wachstum ein und entwickeln sich im Frühjahr weiter. Auch in der freien Natur wird man hier und da Pflanzen finden, die sich wie das Getreide verhalten, aber zur Blüte wird man sie nicht bringen können.

Bekanntlich machen alle ausdauernden Pflanzen eine kürzere oder längere Winterruhe durch; sie besitzen irgendwelche sogenannten Speicherorgane, in denen die Nahrung aufgespeichert wird für die Zeit, in der die Pflanzen, noch blattlos, keine neue Nahrung produzieren können. Ist die Winterruhe beendet, so bedarf es nur des nötigen Wassers und der genügenden Wärme, um die Lebenstätigkeit wieder anzufachen. Das „Erwachen" der Natur ist also keineswegs an den Kalender gebunden, und das wissen unsere Gärtner schon lange. Sie „treiben" gewisse Pflanzen, und jeder kennt ja die Hyazinthen und den blühenden Flieder im Winter. Merkwürdigerwise wird von dem blumenliebenden Publikum von der Möglichkeit, auch schon im Dezember und Januar frisches Grün und Frühlingsblumen zu bewundern, äußerst wenig Gebrauch gemacht, und auch die Gärtner nutzen diese Möglichkeit lange nicht genug aus. Man sieht in den Blumenläden nirgends Töpfe mit blühenden Schlüsselblumen, obwohl im Frühjahr Primelsträuße massenhaft im Straßenhandel abgesetzt werden. Die Gärtner gehen anstatt dessen darauf aus, zu versuchen, die bekannten Pflanzen immer früher zur Blüte zu bringen, was ihnen ja Dank der wissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahrzehnten auch gelungen ist. Neben dem Winterschlaf, aus dem die Pflanzen durch Wärme erweckt werden können, gibt es auch noch einen tieferen Schlaf, der dem leichteren vorangeht. Um die Pflanzen aus jenem aufrütteln zu können, muß man sie mit Aetherdämpfen behandeln oder durch Warmwasserbäder, durch Blausäure oder Radium reizen, bevor sie der üblichen Treibmethode unterworfen werden. Das ist natürlich alles mit Kosten verbunden, und nicht jeder kann es sich leisten, zu Weihnachten einen Blumenflor ins Haus zu bringen. Was aber jeder kann, lehren meine Schlüsselblumen, und wer sich rechtzeitig im Herbst Primeln, Gänseblümchen, Frühlingsenzian und anderes in Töpfe pflanzt, wird die gleiche Freude wie an blühendem Flieder haben. — Auch Baumzweige kann man jetzt ins Zimmer bringen; die meisten Bäume haben ihre feste Winterruhe längst hinter sich, und es ist durchaus nicht nötig, Tannenzweige als „Ersatzgrün" in die Blumenvasen zu stecken.

Man hört bisweilen gegen die Verwendung getriebener Pflanzen den Einwand erheben, es sei gegen die Natur, die Kinder Floras frühzeitig aus ihrem Schlaf zu wecken, aber wiederum sind es meine Schlüsselblumen, die unter den „natürlichsten" Bedingungen von der Welt zur Blüte gekommen sind, und nur durch das Tauwetter und die Sonnenstrahlen, die uns lehren, daß auch das frühzeitige Erwachen aus dem Schlummer ebenso „natürlich" ist, wie das lange Schlafen.

Haus und Welt

Schneefeld

Ich schrette im verwunschnen Winterlicht.
Der Schnee trägt gläsern feinen Widerschein,
Die Lider unter weißer Stirn gesenkt
Ragt vorn des Bergs gestorbenes Gesicht.

Mein Fuß knirscht leis, die Spuren knistern nach,
Als brennten sie von meinen raschen Schritten
Zumitt des bleichen Schnees. Der Tannicht träumt
Und atmet halb, ein Vogel schreckt sich wach,

Und flieht ins dämmerweiße Unterholz.
Ich aber spür den Harnisch meines Lebens,
Spür Blut und Leib, der im erstorbenen Feld
Ein Wunder schreitet, wie im grimmigem Stolz

Die Tat

Von Alda Bersanotti.

Gebieterisches Klopfen. Eine im Zimmer betende Frau schrickt zusammen:

„Herein!“

Vorsichtig treten zwei Karabinieri über die Schwelle.

„Wen suchen Sie?“ Entsetzliche Angst schnürt ihr die Kehle zu.

„Sie wissen es wohl!“ sagt hart der eine.

„Seit zwanzig Tagen ist er nicht mehr nach Hause gekommen,“ erwidert mit einem ergreifenden Ausdruck der Aufrichtigkeit die schwarzgekleidete Frau.

„Wer schläft hier?“ Die Karabinieri deuten auf die Kammertür.

„Meine Schwiegertochter!“ Sie öffnete die Tür; der Lichtschein der Lampe fiel auf das Bett, in dem ein junges Weib lag. Nur halb verhüllte die Decke ihre üppigen Formen: die gelöste Flut ihres dunklen Haares kontrastierte mit dem weißen Linnen. Sie fuhr empor, errötete und suchte sich zu bedecken.

„Gehen wir!“ sagte ein wenig verlegen der Mann mit der hartklingenden Stimme; kurz grüßend entfernte er sich mit seinem Gefährten. Ohne eine Aeußerung verließ auch die schwarzgekleidete Frau das Zimmer. In den Händen vergrub sie ihr totenähnliches, tränenbenetztes Gesicht... Wenn sie ihn in seinem Hause suchten, dann wußten sie, wer bei jenem unseligen Streit den Mord begangen! Es war, als sähe sie ihren Sohn verfolgt, schmachvoll gefesselt! Diesen Sohn, den sie, früh verwitwet, mit solch abgöttischer Liebe großgezogen! Nur Schmerzen und Schande hatten sie dafür gelohnt; aber wie gern hätte sie diesen Kalvarienberg ein Zweitesmal erstiegen, um ihn, wie einst als kleines Kind, wieder in ihren Armen zu haben, ihn noch schützen, retten zu können.

Auf der Schwelle erschien plötzlich das junge Weib; ein flüchtig umgeworfenes Schaltuch ließ ihre weißen Schultern, den Ansatz des Busens unbedeckt. Sie war schön. Aber der Ausdruck der Empörung prägte ihr zu schroffe Züge auf.

„Was wollten sie?“ Aus ihrer Frage klang Feindseligkeit.

„Sie suchten ihn!“ schluchzte die Mutter.

Wie im Banne eines Gedankens schwieg die junge Frau; dann durchschnitt ihre Stimme das Schweigen: „Ich hab' es satt; wenn sie ihn nur bald fingen. Er soll seine Ruchlosigkeit büßen; diese Schmach, die uns sogar, wenn wir schlafen, Verfolgungen aussetzt, muß enden. Ich will mich frei fühlen!“

„Carmela, früher betetest du mit mir für sein Heil. Magst du ihn denn nicht mehr?“

„Nein. Er hat mich zu schlecht behandelt. Ich will ihn nicht mehr, ihn, der sogar zum Mörder geworden...“

Stille lastete über dem nur von der mütterlichen Angst erfüllten Zimmer. Da erschien — als hätte ihn die stumme Verzweiflung her beschworen — der Abwesende im dunklen Türrahmen.

„Mein Sohn! Du bist gekommen! Ich presse dich an mein Herz...“ Rauh löste er sich aus ihren Armen... Sie starrte bang nach der angelehnten Tür, dem in der Sommernacht geöffneten Fenster. „Sie suchen dich!“ stieß sie mühsam hervor...“

Scheinbar sorglos warf sich der junge Mann in einen Stuhl. Ein Blick der Drohung zuckte hinüber nach der noch immer reglos dasitzenden jungen Frau, deren Augen mit kaum verhehlter Angst nach dem Fenster irrten. Wollüstig weidete sich der Mann an ihrer Qual. „Ich wagte alles, um noch einmal mit dir zusammen zu sein... freut dich das nicht?“

Er sah, daß alle Farbe aus ihrem Gesicht wich. Sie sah abermals nach dem Fenster, durch welches jetzt ein noch fernes Singen hörbar wurde. Der Mann fing den Blick auf und sagte höhnisch: „Er hat's noch immer sehr eilig!“ Das gemarterte Herz der Mutter fühlte, daß sich in ihrer Gegenwart etwas Furchtbares abspielen sollte.

„Um zwei also!“ fuhr der Mann mit der gleichen unheimlichen Ruhe fort, „wenn meine Mutter schläft...“

Jäh sprang er auf das Weib zu. „Sieh mich an!“ tobte er, sie mit unerhörter Heftigkeit schüttelnd. Seine scheinbare Ruhe hatte ihn verlassen.

„Ich bin gekommee, um ihn wie einen Hund zu töten! Dich nicht! Du gehörst mir, ich will dich nicht verlieren. Ich werde dich auf eine andere Art zu strafen wissen... Aber jetzt wirst du mir helfen, ihn zu töten... du gibst das übliche Zeichen und läßt ihn herein...“ „Nein!“ schrie sie, ihre schwindende Kraft verzweifelt zusammenraffend.

„Ja!“ wiederholte er und schüttelte sie mit brutalem Griff.

„Pietro, laß sie!... Flieh, du verlorenes Kind meines Herzens... Geh, sie suchen, ergreifen dich... Gott wird sie strafen, die Schlechten“. Aber du, Pietro, den ich verlieren muß trotz aller Tränen, die ich um dich geweint, flieh...!“

Wieder stieß er sie zurück und sie fiel — erschöpft — neben dem Tisch in die Knie. Der Mann befahl seiner Frau mit heiserer Stimme: „Du gibst das Zeichen! Wenn du mich täuschst, ihn entkommen läßt, dann bringe ich dich um,“ und mit entsetzlicher Ruhe zog er ein Stilett, dessen Scheide er funkeln ließ.

Wie durch Zauber hellte sich Carmelas schreckensbleiches Gesicht auf und nahm einen seltsamen Ausdruck der Entschlossenheit an. Ohne ein Wort zu sagen, trug sie langsam die Lampe aufs Fensterbrett und schien auf etwas zu warten.

Es war ein unheimlicher Anblick: wie der Mann, mit fieberhaft glänzenden Augen, verzerrten Zügen, lauernd, hinter der Tür stand und grauenhaft langsam — Minuten verstrichen, wie drei Menschen, deren Herzen wild schlugen, warteten, und auf jedem der Gesichter neue Qual sich ausprägte. Dann endlich unterbrach ein gleichmäßiger, gedämpfter Schritt das nächtliche Schweigen und die ersten Noten einer süßen Kanzone wurden leise angestimmt. Der Mann auf der Lauer lehnte einen Türflügel mit größter Vorsicht an, straffte den Rücken, sich zum Angriff bereit machen; die am Boden kniende Mutter erhob ihr Gesicht in wahnsinniger Angst; das Weib am Fenster beugte sich hinaus, um deutlich von draußen gesehen zu werden. Dann — wie der vorsichtige Schritt, ihr gegenüber halt zu machen schien — riß sie mit katzenartiger, unerwarteter Bewegung eine purpurrote Nelke von einem am Fensterbord stehenden Stock ab; einen Augenblick schien sie mit zusammengepreßten Lippen in die Blüte zu beißen, dann reichte sie sie jemanden, die nichts Menschliches mehr hatte — so von Entsetzen, Angst und Leidenschaft war sie erfüllt:

„Er lauert dir auf... Flieh, mein Lieb!“

Brüllend warf sich der Mann mit einem schrecklichen Fluch auf sie, schleuderte sie zur Erde; eine blutige Nelke erblühte auf ihrem Busen... und dann, während ihr Schrei dem anderen in die Nacht folgte, stürzte er hinaus.

Da erst näherte sich die Mutter, welche die grausige Tat blitzartig niedergeworfen hatte, taumelnd der am Boden Hingestreckten, die sich in den letzten Zuckungen wand, deren Gesicht

der Schleier ihrer schwarzen Haare, umhüllte, auf deren Brust die scharlachfarbene Blume des Blutes wuchsen, das rings um das Heft des Stiletts aufquoll. In schrecklicher Klarheit sah der Blick der Mutter visionär den angeklagten Sohn, der eine neue Schreckenstat begangen hatte und verloren, unrettbar verdammt war. Sie hörte den Lärm der ersten Türen, die zugeschlagen wurden, die ersten Schritte derer, welche die Schreie der Hingemordeten aus dem Schlafe gerissen ; da raffte sie ihre letzte Energie zusammen, beugte sich über die blutige Brust der Toten, riß den triefenden Dolch heraus, umschloß ihn fest mit der Hand und führte Bewegungen aus, als wenn sie wiederholt zustieße.

Dann streckte sie den ersten, entsetzt Eintretenden die Hände entgegen, betrachtete die Tote mit einem seltsamen Blick unendlicher Zärtlichkeit und sagte leise:

„Ich habe sie ermordet …"

Der Mann des Erfolges

Von Jean Barreyre.

Ein Mann kann vielleicht durch die Wolken hindurch in den Himmel sehen, das Gewand Gottes erblicken, er kann vielleicht sämtliche Sterne bezwingen und das Universum durchqueren — nie aber wird er begreifen, was in der Seele einer Frau vor sich geht.

Das ist die Geschichte eines Mannes, der seit dem Tage, da sie ihm passierte, nie mehr aufgehört hat, sich zu wundern.

„Wenn du reich geworden bist, will ich dich heiraten," hatte die Frau, die er liebte, zu ihm gesagt.

„Gut!" antwortete er. Drei Wochen später war er reisefertig. Er wollte in die Welt hinaus, sein Glück zu machen.

Ihr Abschied war herzzerreißend. Das liebende Weib warf sich ihm an die Brust und schluchzte.

„Ich liebe dich, du bist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der für mich in Frage kommt. Immer werden meine Gedanken bei dir sein. Kehrst du nicht zurück, sterbe ich."

Der Mann strahlte bei ihren Worten, und trotzdem er ebenso verzweifelt war wie sie, lächelte er seine treue Geliebte fröhlich an. Für solch eine Frau könnte man wohl noch Kälte, Hunger und Durst ertragen!

Der junge Mann zog in die Welt, um Reichtümer zu sammeln. Er erlitt alle Qualen des Hungers, der Kälte und der Heimatlosigkeit. Das dauerte aber nicht lange. Er gehörte zu den Auserwählten, die Glück haben und schon nach drei Monaten fand er das begehrte Gold. Nach sechs Monaten bereits konnte er als ein Pamphylos des Glückes und reicher Mann die Heimreise antreten.

Er stürzte in das Haus der Frau, die er liebte. Freudestrahlend stand er in ihrem Zimmer.

„Da bin ich wieder!" rief er begeistert und streckte seine Arme nach ihr aus.

Aber niemand stürmte ihm entgegen.

„Hier bin ich!" wiederholte er etwas gedämpft.

„Ach . . .", kühler als die kälteste Polarnacht kam ihre Antwort. Sie blieb ihm gegenüber sitzen und rührte sich nicht.

„Ja — das sehe ich."

„Ich bin gekommen, um mich mit dir zu verheiraten," sagte er ganz ruhig und sachlich. Ich bin reich geworden.

„Du hast also Glück gehabt," sagte die entzückende Person scharf. „Ich bin nicht reich! Das Gehalt eines Bankassistenten ist sehr bescheiden. Ach — wie ist es doch ungerecht, daß die Arbeit eines gewissenhaften und zuverlässigen Mannes so schlecht belohnt wird." "

„Ja — von wem sprichst du denn eigentlich?" fragte der erfolgreiche, junge Mann.

„Von meinem Manne. Ich bin verheiratet."

„Schön?" sagte er und ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

„Ach — willst du mir etwa Vorwürfe machen? Ich dachte, es würde mindestens zehn Jahre dauern, bis du reich würdest. Wolltest du allen Ernstes von mir verlangen, daß ich mein Leben damit verbringen sollte, zu warten?"

„Aber," sagte er — — — „aber" — —

Dann schloß er den Mund ganz automatisch und hörte nur zu, was die Frau, die er geliebt hatte, noch zu berichten für nötig befand. Er verstand allerdings kein Wort davon und würde es auch nie verstehen.

„Hätte ist dir mein ganzes Leben opfern sollen? Wie konnte ich ahnen, daß du so erfolgreich sein würdest? Warum bist du denn jetzt schon zurückgekehrt? Glaubst du vielleicht, daß es erheiternd für mich ist, mich mit einem armen und unbedeutenden Mann verheiratet zu haben, wenn ich andererseits hätte einen Millionär haben können, wenn ich das vorher gewußt hätte. Aber — darf ich fragen, seit wann kann man denn eigentlich so schnell reich werden? Ich dachte, das täte man nur in Romanen! Hier laufen die Menschen herum und schinden sich von morgens bis abends, ohne auch nur ein Zehntel von dem zu verdienen, was du in wenigen Monaten errafft hast! — Ich finde, das ist direkt gemein, du hast dich einfach lumpig benommen! — Ach — ich bin das unglücklichste Geschöpf der Erde! . . ."

(Aut. Uebresetzung aus dem Französischen.)

Landung in Rußland

Von Robert Neumann.

Das Schiff dreht sich langsam um Kap Batum in die Bucht und steuert die Reede an. Nordöstlich, in sehr klarer Luft und greller Nachmittagssonne, liegen bewaldete Bergkulissen, kahlere, seltsam regelmäßige Kegel schauen dahinter hervor, und darüber, schon in bläuliche Fernennebel gebettet, ein Leuchten von Gletschereis. Das ist der Kaukasus. Südlich davon ein Sattel, Sumpfland, Flußland: das griechische Kolchis. Und weiter südlich, ansteigend, das zerrissene Hochland von Lasistan — Schauplatz jenes grauenhaften Hinschlachtens zahlloser armenischer Frauen, Kinder, Greise durch die regulären Truppen der erwachten Türkei.

Inzwischen ist die Mole nähergeschwommen, sichtbar wird der Uferboulevard einer russischen Provinzstadt, sichtbar werden gerade Zeilen nüchterner Häuser, sichtbar wird eine häßliche Kirche, ein Flaggenmast, die rote Fahne mit dem Hammer und der goldenen Sichel, sichtbar werden gelbe Armenier, sonnenverbrannte griechische, dunkle türkische Lastträger mit nackten Oberkörpern, selten unter ihnen ein hellhäutiger Russe. Dann klirrt die Ankerkette, Trossen fallen an Land und werden belegt, und die Brücke fällt hinaus auf die Steine des Kais der Stadt Batum, des großen Ausfuhrhafens für das russische Erdöl.

Ueber die Brücke kommt ein englischer Gentleman: der Agent. Mit ihm ein freundlicher, beleibter Herr ohne Kragen: der Seuchenarzt. Dann ein Genosse, der zum Marconisten hinaufsteigt und den Radioapparat versiegelt: im Hafen von Batum darf nicht gesendet und nicht empfangen werden. Dann zwei umgängliche Herren. Einer schlendert das Schiff entlang, blickt in die Kojen, in die Kombüse: der Zollkontrolleur. Und der andere geht zum Kapitän, trinkt artig ein Gläschen holländischen Genever und präsentiert dann die vorbereitete Quittung über das Hafengeld: 400 englische Pfund. Für ein Schiff mit 6500 Tonnen Laderaum. In englischer Originalvaluta; andere wird nicht in Zahlung genommen. Und dann kommen auch schon die ersten Moskitos herüber. Wir sind gelandet.

Die Benzintanks des Schiffes sind aufnahmebereit. Aber es ist sieben Uhr geworden und zu spät, mit dem Pumpen heute noch zu beginnen. In den Matrosenkajüten putzt man sich für den Landurlaub. Ein Herr ohne Hemdkragen kommt vom Kai auf das Schiff und wendet sich nach dem Maschinenraum. Von der Brücke ruft der Kapitän ihn an und fragt, was er wolle. Er klettert herauf. Er heiße Bruckner, und er wolle die Matrosen besuchen. Sie einladen in sein Lokal. Für heute abend. Zu einem Vortrag. Worüber? Er sagt wörtlich und wendet sich dabei halb auch zu mir: „Sie wissen, meine Herren, es gibt eine kapitalistische Weltordnung und es gibt die Sowjets —" Der Kapitän sagt: „Ich weiß." Der Genosse: „Gestatten Sie, daß die Leute zu mir kommen?" Der Kapitän, diplomatisch: „Wie die Leute ihren Landurlaub verwenden, ist ihre Sache." Der andere, etwas zu rasch: „So darf ich auch Sie einladen?" Der Kapitän muß leider an Bord bleiben. Aber der zweite Offizier wird kommen. Vielleicht. Wenn er frei ist. Der Genosse: „Ich werde deutsch sprechen. Leider kann ich nicht holländisch." Ich: „Sie sind Deutscher?" „Ich bin Oesterreicher. Aus Linz." Herr Bruckner aus Linz, der Agitator der Vereinigten Sowjetrepubliken im Matrosenviertel des georgischen Hafens Batum, empfiehlt sich höflich und geht zur Mannschaft hinüber.

Von den Matrosen sind inzwischen drei, vier sichtbar geworden, steif im Sonntagsstaat, mit frischem Hemden, mit Kappen, die Jacke schön gefaltet über den Arm gelegt. Sie spreizen die Beine, sie lachen kindlich und ungelenk im Vorgenuß abendlicher Vergnügung. Zwei rufen einen Gruß zum Kapitän herauf, gehen schwerschuhig über die Brücke, gehen an einem Genossen vorüber, der hier auf Wache steht, und verschwinden drüben in einer „Bar". Ein dritter geht, schlendert langsam über den Kai davon. Dann der vierte.

Da ereignet sich ein peinlicher Zwischenfall, und der Zufall will es, daß ich ihn von Anfang an verfolge. Dieser vierte also

Der Kursus begann mit hundert Schülern und wurde in den feenhaft dekorierten Räumen des Sängervereins feierlich eröffnet, wobei Tuljak eine schwungvolle Ansprache hielt und die Dauer des Kursus auf zwei Wochen festsetzte. Und dann ging die Sache los.

Tuljak hielt unter seiner Schülerschar ein strenges Regiment. Da die Zeit kurz bemessen und der Tanz verteufelt anstrengend war, diente er vielen Damen zugleich als Abmagerungskur. Denen, die ihre Knie nicht geschlossen halten konnten, band Tuljak sie kurzerhand zusammen.

Und siehe da, — nach knapp zwei Wochen hatten alle Tanzzöglinge den Dreh heraus und fühlten jetzt den unwiderstehlichen Ehrgeiz, ihre Kunst auch mal vor dem Publikum der Hauptstadt zu zeigen.

Bald bot sich die Gelegenheit dazu. Ein Freiheitsdenkmal wurde enthüllt und zahlreiche Gäste trafen aus Reval und Dorpat ein. Man saß an der Festtafel, schmauste, trank und lauschte den begeisterten Reden. Beim Dessert erscholl plötzlich der Ruf: „Charleston!" Im Nebenraum nahm eine lange Reihe von Tänzern Aufstellung. Musik ertönte. Der Tanz begann.

Die Wirkung war durchschlagend. Einige der Gäste vergaßen, ihre Mokkalöffel in den offengebliebenen Mund zu stecken. Man warf sich verständnisvolle Blicke zu. Manche erstickten fast vor Lachen und vergossen Tränenbäche in ihre Taschentücher.

Plötzlich merkten die gefoppten Tänzer, von wo der Wind wehte, und mit einemmal war der Saal leer.

Man suchte den „Schuldigen", aber er war nirgends zu finden. Einen Tag vor der Tanzparade war er im Vorgefühl des Unheils spurlos verduftet. Doch gab es gütige Schiedsrichter, die sich heimlich fragten, ob wohl der echte Charleston weniger lächerlich sei, als der Charleston Marke „Tuljak"

Chloroform

Von Claude Orval.

Herr Sylvestre Choutard hatte seit undenkbar langen Zeiten eine schlechte Nacht hinter sich.

Hinter seinen sicheren Rentengeldern und seiner noch sicheren Mauer unbeirrbaren Egoismus' verschanzt war Sylvestre Choutard fünfzig Jahre alt geworden, ohne jemals einen ernsthaften Zusammenstoß mit den feindlichen Mächten des Lebens erlitten zu haben. Ganz systematisch hatte er seine Augen vor jeglicher Art mitmenschlichen Leidens verschlossen, denn er haßte alles, was möglicherweise seine Ruhe stören könnte, und außerdem sah er voll Verachtung auf alle Lebensfreude und übersprudelnde Jugend. Seine Zeitung diktierte ihm die Anschauungen, die er zu haben für nötig befand, so daß Herr Sylvestre Choutard zu allem, auch noch den Beschwerden des persönlichen Denkens enthoben war.

Da trat plötzlich die Begebenheit ein, die wie eine Bombe Herrn Choutard's friedvolles Dasein gewissermaßen zersplitterte. Ein überraschend schnell eingetretenes Uebelbefinden hatte ihn dazu veranlaßt, einen Arzt aufzusuchen, der eine „augenblickliche Operation" anordnete. Die folgende Nacht war ein einziges Alpdrücken. Herr Choutard fühlte sich von starken Händen ergriffen, riß sich los, entfloh, wurde von neuem ereilt, gepackt und in einen großen Raum geschleift, in dem unzählige blanke und scharfe Instrumente in grellem Licht aufblitzten. Am nächsten Morgen erwachte Sylvestre Choutard in Schweiß gebadet. Als er etwas später auf die Straße ging, war alles verändert. Immer, wenn er irgend etwas neues sah, dachte er:

„Wenn ich das wiedersehe — dann ist es geschehn!"

Er besuchte einen Freund, der auch Arzt war, und ihm seine bösen Ahnungen bestätigte. Nach einer kurzen Untersuchung vernahm er ein Klirren von blitzenden Instrumenten auf blanken Glasplatten, spürte einen starken Geruch von Aether und Chloroform und der Freund stellte dieselbe Diagnose, wie sein Kollege....

Daraufhin war Herr Choutard wie verwandelt. Er beschäftigte sich mit allen möglichen Dingen, die ihm früher ganz gleichgültig gewesen waren. Ganz urplötzlich entdeckte er auch seine besonders privilegierte Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Ein Bettler, der jahrelang draußen vor seinem Stammcafee gestanden hatte, und dem er nie auch nur einen freundlichen Blick geschenkt hatte und noch viel weniger einen Sou, sieht plötzlich zu seinem maßlosen Erstaunen ein Zweifrankenstück in seinen Hut fallen.

*

Es ist Nacht.

Herr Choutard erhebt sich von seinem Krankenhausbett, kleidet sich an, öffnet ein Fenster, springt in den Hof — er muß eine Mauer übersteigen, die aber nicht sehr hoch ist, dann befindet er sich auf der Straße, wo es dunkel und leer ist. Er erwischt einen Wagen! Endlich! Herr Choutard ist daheim! Er durchwühlt eine Schublade und geht hinunter, um den Chauffeur zu bezahlen. Beschwerlich steigt er wieder die Treppen hinauf. Ach — was ist das nur? Ein gräßlicher Schmerz macht sich in seinem Leib bemerkbar. Ihm ist, als ob ein boshaftes kleines Tier mit scharfen Zähnen an seinem Fleisch nage — jawohl — jetzt entsinnt er sich — er ist vor der Operation geflohen — aber die Schmerzen — die Schmerzen —

Mit zitternder Hand schreibt Herr Choutard auf ein Stück Papier: „Ich habe mich selbst getötet, denn ich will nicht operiert werden." —

Er löscht die Gasflamme und öffnet dann wieder den Hahn. Das Gas verbreitet sich im Raum — was für ein merkwürdiger Geruch das doch ist?

Wie riecht dies Gas komisch. Herr Choutard durchwühlt sein Gedächtnis. Plötzlich fällt es ihm ein. Das Gas riecht nach Choroform. Dann sagt er ganz laut: „Das Gas riecht nach Chloroform!"

Er erwacht. Sein Freund, der Arzt steht neben ihm und sagt lächelnd: „Nur immer ruhig. Alles ist nach Wunsch verlaufen."

Herr Choutard sieht sich erstaunt um und begreift. Es ist geschehen. Es hat also sein sollen. Dann muß es nun auch ganz anders mit ihm werden, und Herr Choutard dachte gleich darüber nach, wie das neue Leben werden sollte — denn nun wollte er leben — ein anderes und besseres Leben. — — —

Oel im Schlamme des Ozeans.

Der Gedanke, daß die Oelgewinnung der Welt aus der Durchforschung des Meeresgrundes Nutzen ziehen und gesteigert werden könnte, mag auf den ersten Blick absurd erscheinen. Gleichwohl aber hat Dr. Parker G. Trask vom Amerikanischen Institut der Petroleumforschung nach dieser Richtung praktische Vorschläge gemacht, die sich auf seine Untersuchungen des Grundes des Stillen Ozeans an der kalifornischen Küste beziehen. Auf dem Wege der Destillation hat Trask feststellen können, daß Oel in wechselnden Mengen aus den Ablagerungen gewonnen werden konnte, die er aus einer Tiefe von mehreren Fuß unter dem Ozeanschlamm zutage förderte. Der Zweck der Forschungen der amerikanischen Gelehrten, deren Arbeiten bezeichnenderweise von dem Petroleummagnaten John D. Rockefeller gefördert werden, läuft ersichtlich aber nicht darauf hinaus, den Meeresschlamm zur Oelgewinnung industriell auszunützen. Ihre Studien zielen vielmehr darauf ab, die Bedingungen festzustellen, unter denen die Lagerbildung in den Quellschichten des Petroleums vor sich geht. Von den meisten Quellschichten der gegenwärtigen Petroleumfelder weiß man ja, daß sie ursprünglich maritimer Natur sind. Man hofft auf dem Wege der Durchforschung des Meeresschlammes Aufklärung zu erhalten, die dem Geologen bei der Auffindung neuer petroleumhaltiger Zonen wertvolle Dienste zu leisten vermöchten.

Ausgebaggerte Goldmünzen.

Man schreibt aus Rom: Bei den Baggerarbeiten im Hafen von Ancona trat jüngst eine Störung ein, indem ein großes Metallstück den Ablauf aufhielt. Man nahm das zum Anlaß, um das auf dem Ponton aufgeschüttete Material zu durchsuchen und — siehe da! — es kamen einige goldene Münzen zum Vorschein. Weitere Nachforschungen förderten einen wahren numismatischen Schatz zutage. Zwar hüllen sich die Behörden, die die Sache in die Hand genommen haben, noch in undurchdringliches Schweigen, bis die Nachforschungen beendet und die Münzen katalogisiert sein werden. Wenn man aber den Zeitungen und ihren Indiskretionen glauben darf, so handelt es sich um nicht weniger als fünfhundert, meist goldene Münzen aus der Zeit von 1500 bis 1730. Darunter sollen namentlich zahlreiche Münzen deutscher Reichsstädte sein, wie Frankfurt, Nürnberg und Hamburg. Ueber den Ursprung des geheimnisvollen Schatzes gehen die Meinungen auseinander. Während die einen glauben, daß es sich um die Folgen eines Schiffsbruches einer wertvollen Ladung handelt, glauben andere, daß der Schatz von der vom Meere an dieser Stelle verschlungenen Kirche Santa Lucia stammt. Nun wird das ganze an dieser Stelle ausgebaggerte Material nachträglich sorglich gesiebt, und außerdem soll durch Taucher der Meeresgrund hier abgesucht werden.

Nichts ist weniger verheißend als Frühreife; die junge Distel sieht einem zukünftigen Baum viel ähnlicher als die junge Eiche.

*

Die uns am nächsten angehen, behalten doch immer den meisten Einfluß auf uns.

*

Die Versicherung, daß man seine Gedanken auf die Goldwage lege, darf nicht darüber täuschen, daß diese machtlos ist, wenn auch Blech auf sie gelegt wird.

schlendert eben an dem Manne vorüber, der auf Wache steht — da gleitet aus seinem rechten Hosenbein ein hellblaues Wäschestück vor und wickelt sich ihm um den Schuh. Gleich mir hat auch der Russe den Vorfall bemerkt. Er bückt sich, er zieht — nein, es ist nicht möglich, daß der Matrose ein hellblaues Trikothöschen trägt. Der Genosse pfeift um Sukkurs. Der andere Matrose, der schon glücklich drüben am Kai geht, beginnt zu laufen, wird angehalten, ans Schiff gebracht, visitiert. Ins Futter der Jacke, die er über dem Arm trägt, hat er sechs Paar Damenstrümpfe genäht. Und drei, vier Minuten später ist die kleine Brücke an Bord gezogen, sechs Zivilisten, kleine Metallschilder links an der Brust und Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten am Rücken, stehen am Kai das Schiff entlang, und vier andere energische Herren sind an Bord gekommen und sprechen recht laut. Die Mannschaft hat sich am Bug zu versammeln. Die Offiziere haben in der Kapitänskajüte zu bleiben. Einer darf mit den Herren gehen. Sie durchsuchen das Schiff.

Sie durchsuchen das Schiff von Bug zu Heck und vom Kiel bis — buchstäblich — zur Laterne am Toppmast. Sie kriechen in den Wasserbehälter, in die Maschine. Der sie begleitende zweite Steuermann macht sie ironisch aufmerksam auf die leeren Tanks, in denen Benzindampf steht: Und einer der vier Herren bindet sich eine Gasmaske vor und steigt hinunter, steigt 38mal hinunter in 38 Benzintanks, um sie nach Seidenstrümpfen zu visitieren.

Die Untersuchung dauert zweieinhalb Stunden. Indes zwei der russischen Herren noch rasch die Leitungsröhren abklopfen, ob dort nichts versteckt ist, bringen die beiden anderen die aufgebrachte Konterbande in die Kajüte. Es sind neun Paar halbseidene Strümpfe; sie mögen in London — Eastend jedes einen Schilling gekostet haben. Und sollen nun versteuert werden, per Paar mit einem englischen Pfund. Drei Paar lagen im Maschinenraum, in ein Scheuertuch eingeschlagen, oben auf dem Kompressor. Zwei Paar waren im kleineren Rettungsboot. Vier Paar hinten im Reservekompaß, unter der Messinghülse. Und am Heck fand sich eine leere Pappschachtel für zwei Dutzend. Die mögen im Hafenwasser schwimmen, über Bord geworfen im letzten Augenblick.

Der Kapitän geht nach vorn zu den Leuten. „Wem gehören die Strümpfe?" Keiner meldet sich. Der Kapitän: „Ich bezahle jetzt und ziehe es dann allen zusammen von der Löhnung ab." Die Russen quittieren, nehmen die Konterbande mit sich. Wir haben wieder Bewegungsfreiheit.

Eine Viertelstunde später klopft es an der Kajütentür. Ein großer, schlanker Matrose mit gelbem Schopf. „Kapitän, das mit den Strümpfen ist meine Sache." „Esel. Kostet dich mehr als eine Monatslöhnung. Wozu?" Der Lange sagt: „Für die Mädel" und lächelt kindlich. Es ist eine einfache und einleuchtende Transaktion, die sich diese Matrosen erdacht haben: man kauft in London Strümpfe um einen Schilling und läßt dafür in Batum in der Hafenkneipe für mehr als ein Pfund. „Du kannst gehen." Der Blonde geht nicht. Der Blonde bittet für die Mannschaft um Vorschuß. Für Landurlaub. Er sagt: „Jetzt müssen wir Geld haben."

Und mit drei Stunden Verspätung tappen die sonntäglich gekleideten Jungen hinaus auf den Kai und in das lockende Geheimnis der Hafengassen, über denen nun schon die Nacht liegt. Von einem Kaffeehaus weht der Wind Musik herüber, spärliche Lichter wachen auf den spärlichen Schiffen und auf Kap Batum schwenkt der Leuchtturm flammende Arme weit hinaus in die Dunkelheit.

Charleston

Fritz Tuljak saß wieder einmal in der Klemme. Mit schönen Warenmustern und noch schöneren Hoffnungen ausgerüstet, hatte er seine Vaterstadt verlassen, ahnte aber schon im ersten Marktflecken, den er kreuz und quer durchstreifte, daß er leeren Wind trat. Er wollte aber der Enttäuschung nicht ins Gesicht sehen und reiste weiter. So geriet er unversehens in eine wildfremde Stadt, ohne einen Penny in der Tasche, müde wie ein Hund und hungrig wie ein Wolf.

Vor einem Gebäude, das scheinbar das beste Hotel am Platz war, machte er Halt, riß sich zusammen und trat erhobenen Hauptes ein. Dort ließ er sich ein komfortables Zimmer anweisen.

Bald saß er am Tisch vor einem reichlichen Mittagsmahl, die Ellbogen auf einer Hauptstadtzeitung und die Denkwerkzeuge zwischen den krampfhaft geballten Fäusten. So zerbrach er sich lange erfolglos den Kopf, wie er den dazugehörigen Hals aus der Schlinge ziehen könnte. Zerstreut begann er in der Zeitung zu blättern.

„Charleston in Reval" las er und dachte: „Wahrscheinlich irgendein englischer oder amerikanischer Staatsmann... Dieser hohe Gast könnte mir manchen Dollar... Ach nein, Charleston ist ja ein Tanz..." Tuljak studierte mit Interesse den Aufsatz über diesen Tanz, denn er war selbst ein großer Tanzliebhaber. Doch vom Charleston hatte er bislang keine Ahnung: in dem Provinznest, wo er wohnte, kannte man diese Neuheit nur vom Hörensagen.

„Wie nun", dachte Tuljak bis ins Innerste erregt. „Wenn ich damit bei einem heimatlichen Tanzfest Furore machen könnte!" Die lebhafte Beschreibung des Tanzes riß ihn hin und versetzte ihn in Schöpferlaune. Er sprang auf und probierte sogleich, wie es möglich wäre, sich bei geschlossenen Knien fortzubewegen. Er improvisierte eine den Schritten ungefähr entsprechende Melodie und torkelte in mehreren Drehungen durchs Zimmer. Dabei reizte es ihn, sich mit voller Wucht auf eine eingebildete Beute zu stürzen und zum Schluß auf Negerart in einen wilden Siegestanz auszubrechen.

Plötzlich blieb er wie vom Blitz getroffen mitten im Zimmer stehen, den Finger an der Stirn, mit wirrem Blick in die Ferne. Die Erleuchtung war ihm gekommen...

Er warf sich in seinen einzigen Cutaway — Modell anno 1910 — und begab sich in die Redaktion des Lokalblättchens. Im öden Raum saß dort ein junger Mann beim grellen Schein einer aus der Hinterwand starrenden Glühbirne, der Chefredakteur. Tuljak ging nach einer kurzen höflichen Vorrede sofort zum Kern der Sache über. Er erzählte, er sei Tanzlehrer, komme soeben aus dem Auslande von der Tanzakademie zu Boston und hege den Herzenswunsch, auch in dieser Stadt Estlands einen Elite-Tanzkursus abzuhalten; er bitte nun den Herrn Chefredakteur um seine ortskundige Meinung.

Der Mann von der Presse besann sich auf seine Würde als erster Journalist am Orte und verriet dem weitgereisten Tanzkünstler, daß sich gerade in diesem Augenblick die ganze Stadt so nach Charleston sehne, als gelte es die Linderung eines bohrenden Zahnwehs; im besonderen stellte er sich, was Zeitungs- und sonstige Reklame betrifft, vollkommen zu des Meisters Verfügung und versprach, auch für die nötigen Räumlichkeiten und für die Musik zu sorgen. Hocherfreut verabschiedete sich Tuljak von seinem Gönner mit einem festen Händedruck.

Auf der Straße kamen ihm einige zaghafte Bedenken. „Ach was", dachte er schließlich, „wenn andere Glücksritter sich in großen Städten als Prinzen ausgeben, warum soll ich es in diesem gottverlassenen Nest nicht als Tanzlehrer versuchen?" Bis in die späte Nacht übte er seinen selbstverfertigten Charleston. Dann sank er erschöpft und beseligt ins Bett.

Am nächsten Tage malte er auf einen Pappdeckel die Inschrift: „Fritz Tuljak, Tanzmeister aus Boston, Valencia und Berlin" und befestigte ihn an seiner Tür. Darauf besprach er mit dem Hotelbesitzer die Kosten seines vorübergehenden Aufenthalts, wobei der Herr des Hauses ein huldvolles Entgegenkommen bewies.

Jetzt mußte er noch den ihm empfohlenen Musiker aufsuchen. Er fand ihn in einer elenden Dachkammer auf einem Lager schnarchend und rüttelte ihn wach; es war ein Mann, der den größten Teil seines — nach Form und Farbe der Nase — nicht gerade trockenen Lebens bereits hinter sich hatte. Der alte Musikant war von des Tanzkönigs Plänen noch entzückter als der Chefredakteur und durch Zusicherung eines festen Honorars rührte Tuljak ihn fast bis zu Tränen.

Einiges Kopfzerbrechen verursachte allerdings das Fehlen der Noten, die Tuljak bei einem Schiffsunglück im Golf von Mexiko am Wendekreis des Krebses verloren haben wollte. Doch der Musikus erklärte tatenfroh, es werde ihm schon gelingen, diesen Krebsschaden zu beheben und seine Musik den Tanzschritten anzupassen, und so begab sich Tuljak getröstet nach Hause.

Das erste, was er in seinem Hotelzimmer vorfand, war eine Nummer des Lokalblattes, das mit Riesenbuchstaben eine Ankündigung seines Tanzkursus brachte und dazu einen Lobesartikel, um den ihn der Ballettmeister des Revaler Nationaltheaters beneidet hätte. Tuljak stöhnte dumpf auf, als er den Artikel gelesen hatte. Wieder wurde ihm angst und bang. Aber wieder entflammte er beim Gedanken an die erfolgreichen Taten des falschen Prinzen.

Noch am selben Nachmittag meldeten sich bei ihm etliche Dutzend Tanzbegierige, hauptsächlich Vertreter der „Oberen Fünfhundert" (Zehntausend wären angesichts der Einwohnerzahl eine zu starke dichterische Uebertreibung). Irgendeine schöne Hand legte 5000 auf den Tisch und die großherzige Spenderin wünschte nichts herauszubekommen, — „die edle Kunst werde sowieso viel zu niedrig bewertet". Tuljaks Brieftasche wuchs zu einem phantastischen Umfang an.